

• Ado
Karrotom

Auf den Knieen vor der Natur. • •

Phantasien.



Dresden und Leipzig
C. Pierson's Verlag
1899.

Auf den Knien z
z vor der Natur.

Phantasien

von

Ado Karrotom.



Dresden und Leipzig
C. Pierson's Verlag
1899.

Bibliothèque
Université de Toronto
1931.2015
5843

© 2000 Blackwell Science Ltd, *Journal of Internal Medicine* 247: 105–112

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Indras Album	1
Licht und Liebe	19
Herzchen	29
Die Schwester der Rose	41
Die tolle Lüha	49
Morgenröte und Abendschein	65
Der Gefangene des Tages und der Nacht	73
Waldesrauschen	87
Der Frühling	101
Die Rose von Jericho	117



Indras Album.



Es rauscht in alten Zeiten, Wundergebilde steigen auf. Wolkenschleier webten vor dem Antlitz des Götterkönigs Indra, der im himmlischen Mandanahain auf einem Lotus sich wiegte. Von den flammenden Strahlen des göttlichen Antlitzes brannten die Sterne. Indra blies die Wolken auseinander und ließ sein Antlitz über die Welt leuchten, die sein Spiegelbild in Farbenpracht aufnahm. Die Gluten des Meeres, die Häupter der Wälder und alle Blüten und Blumen der Erde trugen die Reize der Wangen und der Augen des mächtigen Gottes. Die Weltnatur war ein lebendes Album Gottes. Und wie im Himmel die Gandharven, die jugendschönen Musikanten, holde Töne mit den glühenden Farben des Götterkönigs mischten, so begleiteten in den irdischen Lüften die Vögel die Farben aus Indras Album mit ihren jubelnden Kehlen. Die Farben schwebten durch Kopf und Herz.

Jedes Frühjahr schuf Indra ein neues Album mit Millionen neuer Blätter, die Wunder von Duft und Herrlichkeit trugen. Mit der Munterkeit eines jungen Füllens kam eine frische Zeit jedesmal mit dem göttlichen Album in der Hand. Die Zeiten versanken, das Album schmückte ihr Grab. Und Gott Indra sprach in Blitzzügen über seine Gesichtsbilder: Ich bin die Schönheit, mein ist die Allmacht!

Des Ganges Wasser schwellen, die heiligen Kühe blöken. Wieder war der Frühling gekommen.

Die Lüfte glühten vom Licht . . . Indra's Album lag aufgeschlagen, matt unter der Pracht. Seine Düfte stiegen in die Wolken auf.

Aus den Kehlen einer Schar Büsser vom Berge „Der Busen des Ostens“ erschollen Lobsprüche himmelwärts.

„Preiset Indra, den Allmächtigen, ihr Sterblichen. Er wandte sein Auge auf den heiligen Büsserberg „Der Busen des Ostens“, und aus seinen Blicken entsprang eine Welt voll bunter Schönheit und entsprangen junge Vögel, goldene Schlangen, Löwen und gestreifte Tiger. Gehet auf den „Busen des Ostens“, Sterbliche und trinket Schönheit aus Indras Album und macht lebendig eure toten Sinne. Holt auch den Himmel herab durch den Rausch des heiligen Somasafes und danket Indra für seine Gnade.“

Die Büsser zogen mit dem Hymnus durch die Straßen der Stadt des Königs Vikramaditja von Uddschajini.

Vikramaditja kam gerade aus seinem Frauenpalast. Er hatte Entzücken genossen und wankte vor Erschöpfung. Er hörte die Büsser.

„Schweigt, Tröpfe!“ herrschte der König sie an. „Euer Hymnus kann nicht zutreffend sein!“

Die Büsser erschrafen und machten sich eiligst aus dem Staube.

Vikramaditja suchte den Dichter Kalidasa auf und sprach zu ihm:

„Kalidasa, Du bist die herrlichste der neun Dichterperlen an meinem Hof, Du hast einen Gott in Deinem Hirn und sollst mir jetzt Deine Meinung sagen. Was sind schöner, die Gesichter Jndras in der Natur oder die Gesichter meiner Frauen?“

Kalidasa entgegnete nach kurzem Überlegen:

„Schöner ist, was mehr gefällt.“

„Na,“ meinte der König, „hier gingen Büsser vorüber, welche die Schönheit des Götterkönigs ausposaunten. Das ist falsch. Die höchste Schönheit meines Reichs glänzt in meinem Palast. Das sind meine Frauen. Soeben habe ich ihnen meinen Besuch abgestattet, — ich verließ sie als ein Trunkener. Meine ganze Regierungssorge schwand wie ein Hauch unter der ersten Umarmung, ich verspürte Lust zu tausend Leben, aber zu keinem für die Alltagswelt. So

etwas passiert mir nirgends, als in meinem Frauenpalast. Nun, was sagst Du dazu?"

Der Dichter lächelte schalkhaft.

"Ich möchte freilich lieber der Besitzer Deiner Frauen, als ein Büsser auf dem blühenden „Busen des Ostens" sein."

"So, stimmst Du mir bei, das gefällt mir," sprach Vikramaditja. „Jedem Ding sein Recht. Ich dulde nicht, daß in meinem Reich ferner auch nur eine Stimme sich zum Preisen von Indras Schönheit erhebe. Die Büsser sollen statt dessen auf den Straßen und in den Tempeln die Schönheit meiner Frauen ausrufen. Zu diesem Zweck will ich Dir, Kalidasa, mein herrlichster Dichter, meine Frauen anvertrauen: führe sie auf den „Busen des Ostens" und beschäme mit ihren Gesichtern die Gesichter Indras. Rufe die Büsser herbei, daß sie die Wahrheit sehen und geblendet werden. Dann werden sie schon ohne meinen Befehl wissen, wem sie Lob zu zollen haben. Ich hoffe, daß Du mit meinem Wunsche einverstanden bist."

Kalidasa war einverstanden.

Aus dem vom Golde gleißenden Frauenpalast kamen die schmuckbeladenen Frauen. Kalidasa erschauerte vor dieser Menge der Schönheit. Die Frauen waren in große, weiße Schleier gehüllt, die sie wie ein lichter Wolkenschimmer umfluteten. Auf ihren Häuptern funkelten diamantene Diademe wie Sterne am heiteren Himmel.

Der Dichter erstieg mit den schmachtenden Glücksspenderinnen seines Herrn den „Busen des Ostens“, der unter Wolfenhut gottselig dalag.

„Wir sind am Ziel,“ bedeutete Kalidasa zu den Frauen auf dem Berge. „Ihr sollt schöner sein, als dieser Berg. Ihr sollt den Berg in seinem Schmuck beschämen. Zeiget, was ihr seid und könnt.“

Da kamen fromme Büsser in aus Bast geflochtenen Gewändern. Sie waren berauscht vom Genuß des Somasaftes.

„Ich bin ein Höfling Vikramaditjas, des weiseften und mächtigsten aller Könige,“ erklärte ihnen der Dichter. „Ich hörte, daß der Berg hier außerordentlich schön sein soll.“

Das wollten die Büsser schon gelten lassen.

„Na ja,“ sprachen einige, „der Berg ist schön, so schön, daß man das Augenlicht verlieren könnte, wenn man ihn lange ansieht. Gott Indras Antlitz hat ja auf dem Berge geruht und wir singen ihm alle Tage Lob dafür. Der Berg genießt die Gunst der Götter: Hier springen die Tiere selig und munter und zwitschern die Vögel aus froher Brust; denn der Liebesgott Kandarpa, der einen Bogen aus Blumen und die Bogensehne aus einer Bienenschnur hat, schießt Pfeile aus roten Blütenknospen unter sie, — hier erscheinen die beiden Apswin, die Zwillingbrüder der Sonne, am frühen Morgen und tauchen ihre ersten Lichtpfeile in

den heiligen Büsserquell, hier träumt der Mondgott Soma an der Seite seiner Lieblingsgattin Rohini trunken über den Bäumen, und hier spielt der Windgott Bayu Spiele mit Blumen, den Reizen von Indras Wangen und Augen. Er stößt die kleinen, bunten Schönheiten, und sie nicken ihm zu und machen ihm Bücklinge. Bald raubt er ihnen Blüten, jagt mit dem Staube wie ein unartiges Kind davon und wälzt sich im Gewoge des Grases. O, hier ist es schön unter Indras Gesichtsbildern, die tausendfältig sind in der Luft und auf der Erde.“

Mit einem langgezogenen Hymnuston schlossen die Büsser.

„Ich glaube auch schon,“ versetzte Kalidasa bedächtig, „aber es kann noch Schöneres geben, ihr habt's bloß nicht gesehen. Sehet dahin!“ Der Dichter zeigte auf die Frauen, die in bunten Sträuchern und Pflanzen Kurzweil trieben. „Beachtet wohl diese menschlichen Wesen und merket, ob sie eure Sinne nicht mehr fesseln, als die tote Natur.“

Die Büsser rissen ihre Augen und Mänder auf, um ordentlich zu sehen. Und in der That erstaunten sie über die menschliche Schönheit. Sie traten den spielenden Frauen näher und machten unter sich Zeichen des Beifalls.

„Das sind allerdings hübsche Dinger, die einem das Herz warm machen!“ bemerkten die frommen Tagediebe. „Wenn solche bloß hier auf den Bäumen wüchsen oder mit dem Grase aus der Erde sprössen.“

„Schmetterlinge sind sie nicht, obgleich sie so etwas wie weiße Flügel an ihren Leibern schweben haben!“ meinten einige philosophisch veranlagte. „Das sind leibhaftige Frauen, aber weit schöner, als wir ihrer sonst gesehen haben.“

Anderere wiederum grinsten und schmalzten mit der Zunge vor Lust. Alle die dünnen, verwitterten Brüder gerieten über die Frauen in Brand.

Da sprang der Windgott Bayu mit großen Sägen über den Berg, den Schoß voll zusammengeraffter Blätter und Blüten. Er hüllte die Frauenschaar über und über mit einer Wolke von Blüten, Laub und Wohlgerüchen ein.

Das machte aber die Büsser stutzig. Sie klagten: „O weh, o weh, Bayu leidet nicht, daß wir die Frauen sehen. Bayu selbst will sie gern haben.“

Und die somatrunkenen Büsser trollten sich davon, nach ihrem Tempel. Die Frauen freischten vor Vergnügen in den süßen Düften. Der große Dichter sann lächelnd: „Ja, mein König hat recht, seine Frauen bergen eine Zaubermacht in ihrer Schönheit.“

Dann gesellte Kalidasa sich zu den Frauen. Sie hatten ihre Häupter mit Blumenkränzen geschmückt, und vor der Brust trugen sie Sträuße. Die Frauen umringten Kalidasa und meinten, daß es auf dem „Busen des Ostens“ so schön sei, daß sie eigentlich nicht mehr nach Hause gehen

möchten. Der Frauenpalast und der Königshof kämen ihnen jetzt wie Gefängnisse vor.

„Oho, meine Gnädigen,“ begegnete ihnen Kalidasa, „ihr irrt euch. Hier auf dem Berge dürft ihr nicht bleiben. Ihr seid schöner als der Berg, schöner als die Sterne, auch schöner als menschliche Worte schildern können. Die Büßer, die hier waren, hat schon euer Antlitz gefesselt, und sie werden nächstens eurer Schönheit Lob singen.“

Die Frauen lachten, des Dichters Lob fixelte sie.

In der Richtung, aus welcher die Frauen gekommen waren, blühten einzelne Bäume in unbeschreiblicher Pracht.

„Seht,“ fuhr Kalidasa fort, „da blühen die schönsten Bäume Indiens, die Affokabäume. Sie sind Könige der Wälder. Aber wie eine heilige Fabel erzählt, borgen sie ihre Pracht von den Frauen. Sie beginnen erst zu blühen, wenn sie von schönen Frauen mit dem Fuße berührt worden sind. Also meine Gnädigen, nicht nur ich, sondern selbst eine heilige Geschichte weiß auch Artigkeiten.“

Die Frauen lachten wieder. Sie ließen sich, müde vom Kurzweiltreiben, in dem hohen duftenden Grase nieder. Der galante Dichter setzte sich zu ihnen.

Da war die Najur, die mutwilligste und schwärmereichste von der ganzen Frauenschaar. Sie trug rote Mango-Knospen am Busen und einen Kranz von purpurnen

Kalotrope-Blüten um den Kopf. Von dem eingeflochtenen heiligen Durvagrass ragten die violetten, strahlenförmigen Ähren über dem Kranz auf — stolz, als wüßten sie, daß sie auf dem Scheitel einer herrlichen Frau standen.

Der Dichter sah Yajur in die Augen, und dämonisch funkelte es in den seinen auf. Es war wie das Funkeln der Augen der Seschasschlange in der Hölle, die auf einem ihrer tausend Köpfe die Erde als Diadem trug und die sich selbst Qualen durch ewige Begierden machte.

„Yajur,“ hauchte Kalidasa, „wärest Du mein! Yajur, meine schönsten Gesänge würde ich Deinen Gazellenaugen widmen. Dein Haar ist schöner als darauf das Durvagrass, Deine Lippen sind duftender, als die Mango-Knospen an Deiner Brust, und Kalotrope-Blüten, das wäre gerade Dein himmlisches Lächeln. Yajur, Du bereitest Deinem Herrn, deinem König, den Himmel in Deinen Armen, aber dasselbe gäbst Du mir schon, wenn Du in meinem Schoß sähest.“

Die andern Frauen rümpften die Nase über diese Auszeichnung. Dschaja, die Giftige, zog einen Sirisha-Strauch vom Boden auf und warf ihn spottend zwischen den entflammten Dichter und seine Angeschmachtete.

„Na, die Schelmerei!“ brummte Kalidasa für sich.

„Warum wäre denn die Yajur so sehr schön und zum Beispiel schöner als ich?“ bemerkte gekränkt eine schattig-

braune, die Atharva. „Vergleiche mal freundlichst Vajurs Stirn mit der meinigen. Die meine ist hübscher.“

So sprach die leibhaftige Eifersucht.

„O, ihr seid alle mit einander entzückend, alle habt ihr Gazellenaugen und schlanke, schmiegsame Zedrach-Leiber. Kuravaka-Blumen und Patala-Blüten haben eure Seelen gewiegt, ehe ihr erschaffen wurdet. Eure Gedanken sind weiß wie Flamingogänse und schwärmen zum Himmel auf, wie diese.“

Der Dichter sprach's und glaubte selbst an seine überschwänglichen Worte. Er musterte die Reihe der Frauen, und sein Herz zuckte bei jeder auf; denn eine jede war in ihrer Art bezaubernd. Hier eine kindliche Lieblichkeit, die sich gern an eine Kokosnußschale mit Honig setzen mochte, dort eine bestrickende Mutwilligkeit, hier dunkle geheimnisvolle Blicke, die alle Schätze mit einem Mal enthüllten und dort eine Erhabenheit, die darauf brannte, bezwungen zu werden — mit dem ersten Wort, der ersten Berührung. Alle die Schönheiten waren lichte, hehre Höhen, zu denen des Dichters Seele wie ein nashafter Schmetterling sich wieder und wieder aufschwang. Das waren Lippen, Augen, Arme, die einen wahnsinnig machen konnten. Die andern Frauen schienen dem schwärmerischen Dichter jetzt auch wirklich nicht weniger begehrenswert, als die Vajur, er mußte bloß seinen Busen geweitet haben, alle die Herrlichkeiten mit einem Mal zu fassen.

Ach, an seinen Busen, in den der göttliche Funke der Dichtkunst in seinem ganzen Reichtum sich drängte, wollte Kalidasa alle die Frauen drücken. Und an ihren Leibern wollte er sich glühen und aus ihrem Atem ihre Seele trinken.

Aber durfte er es denn wagen?

Der Dichter mußte entsagen, da er das Gut seines Herrn nicht entweihen durfte.

Vom Fuße des Berges, aus dem Gehölz, kamen wilde Töne eines Panthers. Ein Panther war auch das Entsagungsweg in Kalidasas Brust, der wild aufschreien wollte.

Mit Verzweiflung wandte sich der Dichter an die gefährlichen Schönen:

„Frauen, ihr habt Euren Sieg! Den „Busen des Ostens“ hebt ihr beschämt, indem ihr die frommen Gottesdiener zu sündhaften Gedanken verleitet. Eines Weiteren braucht es nicht. Aber auch ich selbst drohe euch zu erliegen, — die Götter seien mir gnädig. Ich muß euch fliehen. Betet für mich, daß ich wiederkommen dürfte.“

Und Kalidasa stürmte in das Innere des Berges.

Die Frauen begriffen nicht recht den Dichter, machten von dem Vorfall aber auch kein Aufhebens. Bald lustwandelten sie auf wuchernden Matten im Grislea- und Gambir-Gesträuch und sammelten den roten Lakhsafrucht zur Schminke.

Kalidasa war wie ein irrendes Wild auf eine Felsenhöhe gestiegen, die über einem Salalinden-Wäldchen emporragte.

Da oben träumte er mit seiner Lust für Frauenreize in tiefem Leid. Aber dort bot sich ihm auch eine Rund= sicht über den „Busen des Ostens“. Der Berg stand da wie eine Majestät zwischen Himmel und Erde, das bunte Album des Götterkönigs India auf dem Haupte. Zwischen den tausenden von göttlichen Gesichtsbildern liefen schattige Züge, man nannte sie Pässe, Thäler. Das Grün der Katappen=, Zedrach=, Katachu= und Vibhitika=Wälder verkörperte die Lebensfarbe, und die Blumen= und Blütenfelder verkörperten die ewig jungen Reize des Gottes. Als die Augen des Allmächtigen im Wohlgefallen aufgeflammt waren, da war auch ihr Glanz im Album haften geblieben. Von den Felsengipfeln blendete der Glanz im Licht wider=

Der Dichter sah die Sonne untergehen. Ein goldenes Nebelgewoge bildete sich über den Wäldern. Gott India wob eine Decke aus Tau, mit ihr seine Gesichtsbilder zur Nacht behutsam zuzudecken. Der Tau war auch das kost= bare Mittel, die Schönheit zu neken und für den künftigen Tag zu erfrischen. Und als wenn die Blumen das gewußt hätten, lächelten sie noch einmal wild, als sie sich zur Ruhe neigten.

Die letzten Strahlen der Sonne verglitzerten über den Albumblättern. Das war eine Abschiednahme des Tages=

gestirns von Indias Wangen. Die Farben der Wangen schrieen auf, indem sie noch einmal erglühten. „Auf Wiedersehen!“ — Dann erloschen sie.

Der Dichter auf dem Felsen war von dem Schauspiel ergriffen. Das war Schönheit, erhabene Schönheit. Was jeden Tag an Pracht und Zauber in der Natur lebte und webte, das hatte er erst von der Felsenhöhe aus erschaut.

„India, Du bist groß und wunderbar! Um Dich zu preisen, müßte mir der Ganges die Stimmen seiner Fluten leihen.“

So rief Kalidasa, sein Gemüt erbehte. Aber doch mußte er wieder der Frauen gedenken, die er verlassen hatte. Das Weh zehrte und zehrte an seinem Herzen.

„O, wenn ich doch jemanden hätte, der gleich mir verzweifelte und gleich mir klagte.“

Hoffnungslos, kummervoll neigte sich der Dichter.

Aber da hörte er Klagerufe aus den Lüften, von denen die Thäler widerhallten. Das Klagen klang wie totheischend, es verbreitete sich über die Länge des Horizontes, unter welchem ein großer See sich hinzog. Das kam von Tschakravakas, den verfluchten Vögeln. Mit dem Eintreten des Abends mußten die Vögel sich von ihren Gefährten, Weibchen von Männchen, trennen, und in der Trennung klagten sie in heißer Sehnsucht.

Der Dichter fühlte sich nun nicht mehr einsam. Wenn es auch dunkel wurde, die Vögel klagten mit ihm. Und

so lange auch der Mondgott Soma mit seiner frommen Gattin in falben Gewändern am Himmelsgewölbe wandelte, die Vögel klagten mit ihm.

Leise fing der Windgott Bayu an zu tappen. Er war vom Schlaf erwacht und ging nun daran, auch die Natur wiederzuwecken. Die Gipfel der Bäume grüßten den freundlichen Gott, und ein träumerisches Flüstern ging von Baum zu Baum, von Wald zu Wald.

Das erste Lallen der erwachten Wälder durchzogen noch die Klagen der Tschakravakas, aber dann verstummten sie. Die Todeswehmut war nur die Stimmung der Nacht.

Licht! Licht! Die Götter wollten es. Die Bilder in Indras Album wollten wieder sprechen und jauchzen.

Das Flüstern der Wälder wurde lauter und lauter. Darauf ergossen sich rosige Wogen in die Lüfte, — eine wonnige Überraschung blitzte über die himmlischen Regionen, — wie lüsterne Riesen ragten die Spitzen und Häupter der Natur, um welche die letzten Streifen der Dämmerung zerstoben, in die flutenden, erlösenden Strahlen empor! — Die beiden Aswin, die Brüder der Sonne, waren am Horizont erschienen. Sie trugen purpurrote Gewänder, und auch ihre jugendlichen Gesichter leuchteten purpurn.

Ein zarter ätherischer Dampf, nämlich die Decke, die Indra des Abends auf sein Album gesenkt hatte, entstieg den Gefilden. Der Dampf verschwamm mit dem Purpur-

glanz der Aßwin zu einem blendenden Farbenspiel, das plötzlich zu singen anfang aus den Kehlen der Vögel, die in dem göttlichen Gestrahle sich kreuzten. Indras Album lag in Düften ertrunken, und in den Herzen der Gottesbilder brannten Flammen des Entzückens und der Herrlichkeit.

Die Frauen des Königs hatten sich gegen Morgen um den großen heiligen Biißerquell gelagert, wo sie sich wuschen und die Wangen mit Lakshasast schminkten. Unweit von ihnen kauerten die Biißer des Berges; doch keiner von ihnen hatte mehr Sinn und Auge für die Frauen. Die Biißer lagen alle in den Fesseln des Himmels, betäubt von der verschwenderischen Pracht Indras und faselten sinnlos Dank und Lob.

Durch Qualm und Diiße, durch dorniges Gesträuch und Gras eilte wild eine Gestalt zu dem Biißerquell. Das war Kalidasa. Am Arm hielt er einen Pfau, in der Hand eine Schlange.

Durch Indras Götterprunk war des Dichters Herz erlöst und geheilt; denn dieser Prunk hatte die Schönheit der Frauen überstrahlt. Der Dichter durfte zu den Frauen seines Herrn zurückkehren, da er nun gegen die Sünde gefeit war.

Der Dichter war des Gottes und fühlte sich eins mit der Natur. Sein Geist sog an den Blumen und hüllte sich in deren goldenen Lichtglanz. Sein Geist rauschte mit

den Wäldern und strebte mit den Felsenhäuptern und Berggipfeln hinauf zu seligen Höhen.

Nun führte Kalidasa den Pfau und die Schlange, die er unterwegs sich gefangen hatte, an sein Herz und sprach: „Pfau, du bist blühend im Schmuck, und Schlange, du bist dämonisch, so wie ihr seid, will ich gerade ein Lied über Gottes Schönheit schreiben, das in mir klingt. Geht, seid Fleisch und Blut meines Liedes in Indras Album.“

Die Schlange wand sich zischend davon, und der Pfau ging auf einen Hügel und spreizte sich stolz und üppig.

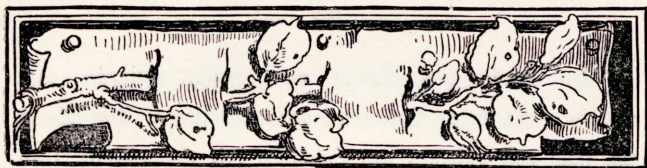
Kalidasa brachte dem König Vikramaditja seine Frauen zurück mit seinem berühmten Wolken- oder Naturlied. Das Lied atmete die Pracht eines Pfaues und das Dämonische einer Schlange und strafte den König für seine Thorheit, die Schönheit der Frauen für unübertrefflich gehalten zu haben.

Niemals hat ein Büsser des Königs Frauen gepriesen.

Indras Album aber berauscht und entzückt noch heute die Welt, und Kalidasas Lied lebt mit ihm für ewige Zeiten — lockend wie ein Pfau und erschütternd wie eine Schlange.



Licht und Liebe.



Licht und Liebe sind die Grundbedingungen der Weltexistenz. Nie hatte der Schöpfer einen erhabeneren Gedanken, als wo er Licht und Liebe schuf.

Es war ein König, der über Millionen Unterthanen herrschte, und es wuchs eine alte starke Eiche im Park des Königs. Der König repräsentierte die höchste Macht unter den Menschen, die Eiche die höchste Kraft der organischen Natur.

Das Licht fiel vom Himmel und überschüttete die Welt mit seiner Herrlichkeit. Die Krone der Eiche glühte und flammte, — der Eiche war wohl.

Und die Liebe mischte ihre Macht dem König ins Blut. Der König glühte und flammte, — ihm war wohl.

Über dem König wachten die Augen Gottes, über der Eiche kreiften die Aare.

Beide waren fruchtbar, Licht und Liebe.

Im Königsschloß sprach man hastig, heimlich und wurden besondere Vorbereitungen getroffen. Die Stadt sah nach den Thürmen des Schloßes mit Erwartung. Und im Park des Königsschloßes woben geheime Kräfte . . . die Erde sann . . . man merkte, daß etwas kommen sollte.

Hollah! Da hatten wir's. Dem König war ein Sohn geboren worden, und im Park, zu Füßen der großen Eiche war eine wunderschöne Blume entsprossen.

Das gab eine Freude. Die Liebe kam lustig ans Licht gesprungen und war so schön rot, daß man sie tot küssen mochte.

Man mußte wissen, was dies bedeutete. „Ich schuf einen Sohn!“ bedeutete der Affekt der Liebe. Es fehlten Trompeten, um diese Sprache der Liebe in die Welt hinauszuschmettern. Das Licht aber zerging in lauter leuchtende Fädchen und schaute aus Millionen Auglein so froh und warm, daß es ordentlich blendete. Das bedeutete: „Oh, ich habe eine Tochter, die alte Eiche behütet sie.“

Beide, Licht und Liebe, waren glücklich. Sie fluteten in einander über. Es kam etwas Tolles dabei heraus, eine Mischung von lebhaftem Rot und blendendem Blitzlicht, ein Wetter von Rosen und Diamanten. Die Strahlen der Liebe umklammerten die Strahlen des Lichts und umgekehrt.

Und Licht und Liebe begriffen, was sie gegenseitig fühlten und sich dachten. „Licht, ich habe Dich gern!“

so brannte es der Liebe auf dem Herzen. Und im Herzen des Lichts sprach es: „Liebe, ich Dich auch!“

Da flutete die Liebe über den König hin, und der König ging an die Wiege und hätschelte in seiner großen Herzensfreude den kleinen Prinzen wie nährisch. Er mochte sich von der Wiege gar nicht trennen.

Das Licht ergoß sich auf die Krone der alten Eiche, so daß sie wie ein Riesenstern aufleuchtete. Die Eiche zackte zu ihren Füßen hernieder, auf die Tochter des Lichts. Und dann rauschte die Eiche mit ihren Zweigen und sang ein Freudenlied.

Gottes Augen sahen lächelnd auf den König herab. Über der Eiche kreisten die Aare.

Aber jeden Tag mußten Licht und Liebe, die beiden die Welt erhaltenden Mächte, von einander scheiden.

Der Tag erlag seinen Reisetrapazen und sank. „O!“ sagte das Licht und wurde dünner und dünner. Seine letzten Strahlen irrten über dem Erdball.

Und diese Strahlen warfen sich der Liebe an die Brust, die sich in Feuer und Farben verklärte.

„Liebe, ich habe Dich gern!“

„Licht, ich Dich auch!“

Das Licht ging fort, jenseits der Welt der Ruhe zu pflegen. Die Liebe sank zu Bett, feurige Küsse aus-
teilend und von Seelenwonnen flüsternd.

Und der Liebe und des Lichts Schöpfungen, der kleine Prinz im Königsschloß und die Wunderblume zu den Füßen der Eiche, ruhten auch des Nachts. Von den Tritten der Zeit fielen Sterne vom Himmel.

Da kam wieder der Morgen und rief mit Hahnenfschrei „Kikeriki!“

Der Tag begann. Das Licht kam wieder, und auch die Liebe stand wieder von ihrem Lager auf.

Licht und Liebe begegneten sich wieder voll Zärtlichkeit und Schwärmerei.

„Such' mein Herz in dem Gestrahle, das im Laub der Bäume zittert!“ sprach das Licht.

„Und Du such' mein Herz in den Augen der Glücklichen!“ sprach die Liebe.

„Ach, so sind unsere Herzen überall, aber auch richtig überall beisammen,“ sann das Licht, „denn die Augen der Menschen wollen Licht, jede Stunde, jeden Augenblick.“

„Jawohl,“ erwiderte die Liebe, „und das Licht ist für die Augen da.“

Und Licht und Liebe umarmten sich wieder. Die Welt war, so groß sie auch sein mochte, voll von den warmen sehnenden Herzen dieser beiden Großmächte.

Aus dem Schloß des Königs hörte man piepfende Töne. Sie kamen von dem kleinen Prinzen.

„Mein Sohn!“ sprach die Liebe und lächelte.

Und ein herrlicher, berauschender Duft strömte durch die Luft.

„Meine Tochter!“ sprach das Licht und zeigte auf die Wunderblume unter der Eiche, von welcher der Duft kam.

Über dem Königsschloß wachten die Augen Gottes. Über der Eiche freisten die Aare.

Einige Zeit war vergangen, und wieder war es Sommer.

Der Prinz konnte nun schon gehen und sprechen, und die Wunderblume in des Königs Park stand auch wieder da.

Der Prinz hatte die Blume entdeckt, und sie berauschte seine Augen und Sinnen. Er konnte die schöne, zarte Pflanze nicht vergessen.

Man sah den Prinzen bei der Blume sitzen und sie bewundern.

„Du,“ sprach das Licht zu der Liebe, „unsere Kinder sind beisammen, meine Tochter und Dein Sohn!“

„Jawohl,“ bestätigte die Liebe, „sie sind beisammen.“

Der Prinz beugte sich vor und strich der Blume sanft über die Wangen.

„Du,“ sprach die Liebe zum Licht, „aus den beiden wird noch ein Paar werden.“

„Das wäre nicht schlecht!“ meinte das Licht und lachte.

Vom Lachen sprühte das Licht hell auf. Von seinen lohenden Brüsten brachen Strahlen aus, die in glänzendem Schwarm das kleine Liebespaar, den Prinzen und die Blume, einhüllten.

Der Wind lispelte trunken . . . die Wolken am Himmel tauschten im Rausch ihre Farben aus,

Als das Licht eines Morgens wiederkam, betastete es mit den Fingern den Himmel, der über dem großen, schillernen Meer ruhte.

„Sm,“ meinte das Licht, „hier wäre eigentlich der geeignetste Platz für meine Tochter, die unter der Eiche sitzt.“

Und als die Liebe des Morgens aus des Königs Schlafgemach heraustrat, fand sie auch, daß ihr Sohn da im Bettchen, wo er schlief, nicht an einem ihm gebührenden Platz wäre. Ihr Sohn verdiente besser aufgehoben zu sein. War er doch oben, im Reiche Gottes, angeschrieben und weilte er hier unten nur zu Gaste.

Und Licht und Liebe begegneten sich wieder, boten sich den Liebesfuß und umarmten sich.

Um das Königsschloß rauschte es klagend, ebenso im Geäst der Eiche. Der Wind war ein geheimnisvoller Gesell.

Da wurde der Prinz totkrank. Er lag in seinem Bettchen so blaß. Der König ließ aus dem Park die Wunderblume holen, die der Kleine sehen und bei sich haben wollte.

Das sahen Licht und Liebe.

„Oho!“ sprachen sie, „es wird ernst.“

„Das Licht huschte zu seiner Tochter, die in einer kostbaren türkischen Vase auf einem Marmortischchen vor dem Bett des Kranken saß.

Die Liebe schlüpfte in das Krankenbett, sie stand zwischen dem Prinzen und dem grämenden König.

Das Licht überrieselte die Blume mit dem Heiligtum seiner Seele, das brennendes Gold und Silber war. Die Liebe überdeckte mit ihren göttlichen Fingern das Herz ihres Sohnes, und es fiel in einen Traum von dem Duft, der von der Wunderblume in der türkischen Vase ausströmte.

„Willst Du die Blume haben?“ fragte der König den Prinzen.

„Ja!“ hauchte der Prinz.

Der Prinz bekam die Blume, die er so liebte, in seine Arme.

Als der Prinz im Sarge lag, lag die Blume über seiner Brust.

So ruhten sie, der Sohn der Liebe und die Tochter des Lichts, vereint, und so stiegen beider Seelen himmelwärts, dahin, wo Gottes Augen wachten und die Aare freisten.

„Ach,“ seufzte die Liebe zum Licht, „ich hätte lieber gar nicht daran denken sollen, daß mein Sohn in den Himmel zu wohnen käme.“

„Sawohl, auch ich hätte den thörichten Gedanken von meiner Tochter nicht hegen sollen!“ versetzte das Licht. „Wir hätten auch nicht leiden sollen, daß aus den beiden ein Paar würde!“

Dabei sahen Licht und Liebe einander in die Augen, und da lachten sie schon gleich wieder und drückten und herzten sich.

Dem Licht und der Liebe sollten noch viele, viele Kinder geboren werden; denn die Welt mußte bestehen bleiben.

Der König, die Macht der Menschheit, trauerte, und die Eiche, die Kraft der organischen Natur, stand finster. Über dem Königschloß wachten die Augen Gottes, über der Eiche kreisten die Nare.



Herzchen.



Der Donner rollte . . .

Der Waldkönig Moosbart stieg von seinem aus grünen Eilerschößlingen geflochtenen Thron herab. Im Donner sprach die Natur, und diesmal befundete sie, daß der Storch dem Waldkönigspaar ein Kindlein gebracht hatte.

Ein Töchterlein war's, aber so winzig, so schief und frumm.

„Der reine Skandal, so 'n winziger Balg,“ sprach Seine Majestät Moosbart zu seiner Gattin Ulmenrausch, „wir hätten schon etwas Besseres brauchen können.“

Ulmenrausch murrte nicht. Das Töchterlein dünkte ihr dennoch ein großes Glück, und es konnte doch nicht ewig so winzig, so frumm und schief bleiben. Dem Kinde gehörten die roten Beeren des Waldes und ein warmes Mutterherz, und so fehlte ihm nichts, um munter gedeihen zu können.

Die alte große Eiche im Walde hatte seltsamerweise nichts von dem frohen Familienercigniß am Hofe erfahren. Ebenso wußten die Nachbarn der Eiche, die mit Nadeln gewappneten Kiefern, die jungfräulichen Birken in weißen Hemden und der vor anderer Füßen kauernde Wachholder nichts, da sie ihre Neuigkeiten gewöhnlich von der weiterschauenden Eiche erhielten. Erst als ein Vöglein vom Hofe an den Busen des jüngsten Birkenfräuleins geflogen kam, hörten alle die frohe Nachricht von dem Vöglein.

Die große Eiche wunderte sich: „Oho! Oho!“ Die Birkendamen berieten, ob es nicht angebracht wäre, auf das Schloß zu der jungen Mutter schon gleich einen Raben mit Glückwünschen zu senden, und der Wachholder, — der freilich wollte von der ganzen Angelegenheit nichts wissen, sondern wütete und tobte, weil eine der Kiefern ihm einen Zapfen hatte auf die Nase fallen lassen.

Der Donner rollte . . .

Auf dem Schloß wurde die Taufe vorgenommen. Als Paten hatten sich die Mutter der Winde und Jungfrau Morgenröte eingefunden.

Das Kind erhielt den Namen Herzchen. Auf den goldenen Thürmen des Königsschlusses wurden nach dem Vollzug der Taufe helle Freudeifahren aufgehißt, und ein lustiges fröhliches Fest vereinigte den ganzen Wald mit dem Schlosse. Die alten buckeligen Weiden vergaßen, daß ihnen die Knochen

steif waren, und die vom hohen schlanken Nachbarn unter drückten, verkrüppelten Almen empfanden nicht mehr ihr Sklaventum — alles vor lauter Festfreuden.

Nicht lange währte das Fest, da die Gevatterinnen fort mußten, an ihre Berufsgeschäfte. Jungfrau Morgenröte mußte an den östlichen Horizont, der Welt den neuen Tag zu eröffnen, und die Mutter der Winde führte ihr Weg zum Weltmeer, die Windstille zu bannen, damit die Schiffe fahren konnten.

Herzchen, das liebe Töchterlein, schlummerte in einer strahlenden Wiege, auf zartem Flaum von Wandervögeln — die Gevatterinnen drückten ihre Küsse auf die weiße Stirn zum Abschied.

Die Mutter der Winde entfaltete ihre mächtigen Schwingen - das Weltmeer fing an zu brausen, und die Schiffe bekamen wieder Fahrwind, so daß sie dahinschossen wie Sturmvögel. Und die Morgenröte stieg in den Wolken-
saum und schenkte der Welt einen neuen, herrlichen Tag. —

Herzchen machte Fortschritte im Wachsen, bald war sie nicht mehr winzig, krumm und schief.

Die Mutter der Winde besuchte häufig ihren Paten, und sie hatte stets einen ganzen lachenden Himmel in ihren Blicken und sich eine neue saubere Schürze vorgebunden. Außerdem war sie auch galant genug, Herzchen mit freundlichem Windeswehen würzige Blumendüfte von den Auen

zuzuführen und zärtlich genug, mit ihr zu schäkern und ihrem wuchernden Haar zu spielen. Aber auch die Jungfrau Morgenröte vergaß Herzchen nicht: jeden Morgensandte sie die ersten goldenen Sonnenstrahlen in Moosbarts Schloß, über Herzchens Wiege. Und die Sonnenstrahlen waren voll reizendster Schelmerei, sie überbrachten Küsse von der Morgenröte dem Kinde auf die Wangen und ließen sich von Herzchens haschenden Händen niemals fangen.

Herzchen war schon kräftig gediehen. Hübsche zierliche Locken hatte sie und rosenrote Wangen — dies waren das Geschenk der Paten. Von dem Spielen der Mutter der Winde mit Herzchens Haar waren ihr Locken entstanden, und von den Küssen der Morgenröte mit roten Strahlen waren ihre Wangen rosenrot geworden.

Das königliche Elternpaar sah mit großem Wohlgefallen, ja mit Stolz auf seine Tochter. Ulmenrausch war die wahre Fürsorge selbst für Herzchen, und sie räumte auch ein Steinchen vom Wege, wenn sie befürchtete, daß Herzchen sich den Fuß daran stoßen könnte. Moosbart sorgte dagegen für Glanz und Ehre der Prinzessin vor dem Staate.

Eines Tages ging Moosbart zu dem Hoffchuster und ließ Herzchen silberne Schuhe machen.

Das war der kindlichen Prinzessin ein Gaudium, in blinkenden silbernen Schuhen auf den mit Blumen geschmückten Gauen und Wiesen sich herumzutrollen. Da

jagte ein Hase im Gebüsch und schoß ein Geier durch die Lüfte, aber mit dem Hasen und mit dem Geier wollte Herzchen wegen der Flinkheit es noch aufnehmen. Und da standen die Blumen so frisch und so heiter! Herzchen war ihre Kameradin, ebenso frisch und heiter. Herzchen verkehrte mit den niedlichen Dingen wie mit lebenden Wesen, spielte mit dem stolzen Salomonspiegel, tätschelte die Wänglein der Engelsblume und herzte die schwärmerische Goldbandlilie.

Noch nie hatte Herzchen einen Menschen gesehen. Ein dumpfer Morgen brütete über der Wiese, und da wankte durch den dumpfen Morgen eine kummervolle Gestalt. Das mußte ein Mensch sein.

Herzchen trat an die Gestalt heran,

„He, Du bist ein Mensch?“

„Ja, aber ein verlorener. Gehe fort von mir, unschuldiges Kind.“ Der Mensch, noch in jungen Jahren, ließ seinen Kopf auf die Brust herabsinken. Er hatte eine schwere Schuld auf sich geladen: seinen leiblichen Bruder im Zorn getötet! Das vergossene Blut lastete auf des Mörders Gewissen.

„Gehe fort von mir, unschuldiges Kind!“ befahl der Mensch. Dann wies er mit der Hand in die Ferne. Wandern sollte er, rastlos wandern! Wo immer ein Kreuz auf dem Grabe oder auf dem Turm des Gotteshauses sich erhob, da wollte er knien und büßen, und als in dem

ganzen Gebiet kein Kreuz mehr blieb, vor dem der Unglückliche nicht seine Schuld bereut, dann hoffte er endlich Frieden zu finden — unter dem grünenden Rasen!

„Gehe fort von mir, unschuldiges Kind!“

So groß konnte das Elend, das menschliche Elend sein. Herzchen schaute dem Jüngling in die Augen. O, wie brannte und leuchtete es in diesen Augen. Dahinter mußte trotz alledem eine schöne himmlische Seele sich bergen. O, was hätte Herzchen nicht alles darum gegeben, diese flammende Seele kosten zu dürfen — durch Küsse — durch selige Küsse!

Die erste Thräne in ihrem Leben rann Herzchen über die Wange . . . eine Thräne des Mitleids und des innersten Sehns. . .

„Fremder Mann, sieh Dir die Blumen auf der Wiese an. Sie sind schön und prächtig und nicken Dir zu. Die Blumen sind meine Kameradinnen, laß sie Dich wieder froh machen!“

Mit einem Kopfschütteln antwortete der Fremdling. . . . In seinen Augen aber brannte und leuchtete es . . .

Noch brütete der Morgen dumpf über der Wiese und der Jüngling wandte sich zum Gehen dahin, wo die fernen Berge blau herüberschimmerten.

Das Herz der Waldprinzessin hatte der Wanderer mitgenommen.

Herzchen achtete nicht mehr der Blumenpracht auf der Wiese, sie ging nach Hause und trauerte um den unglücklichen Jüngling. Alles Gold des Schlosses, wie auch alles Gold der Liebe ihrer Eltern vermochte Herzchen ihre frühere Laune nicht zurückzugeben. Er, der Unglückliche, der Geliebte, mußte ja irren durch Moräste, Wildnisse und Wälder, um Sühne seiner schweren Schuld zu verdienen und sie schließlich doch erst mit dem Tode zu erlangen. Niemals sollte sie ihn wiedersehen, niemals! Dieses Niemals klang Herzchen aus dem Sange der Vögel, aus dem Ton der Roseworte ihrer Mutter und aus den lustigen Stücken der Hofmusikanten ewig, ewig zu. Dieses Niemals sog Herzchen das Lebensmark aus und machte sie zu einem Schatten.

Moosbart und Ulmenrausch wußten nicht, was anfangen, um ihre Tochter endlich vor ihrem Herzeleid zu retten. Moosbart ging wieder zum Schuster und bestellte für Herzchen goldene Schuhe. Das sollte am Ende helfen. Herzchen aber warf die goldenen Schuhe fort, auch ihre silbernen, und ging barfuß. Als der helle Abendstern aufging, sank Ulmenrausch auf die Kniee und betete für ihre Tochter. Ihre Kniee und ihre Sinne waren ermüdet und ihre Schürze hatte sie über und über naß geweint, als der Morgen herausdämmerte und sie noch immer beim Beten fand. Aber das Gebet einer ganzen Nacht half ebenso wenig wie das

Gebet eines ganzen Tages . . . Herzchens Zustand wurde um nichts besser.

Ihr Leid blieb auch ihren Baten nicht verborgen. Die Mutter der Winde lugte aus dem Gebüsch und wollte vergehen vor Mitleid, und die Jungfrau Morgenröte trug aus Pietät eine ganze Woche nicht mehr ihre Rosenfarben. Die Welt fand es schließlich seltsam, daß alle jungen Morgen in grauen Schleiern, ohne Licht und Strahlen, aufstauchten.

Der Wald, der stets ein offenes Herz für das königliche Schloß hatte, nahm ebenso Anteil an dem allgemeinen Kummer. Der Wald hätte Herzchen gern in den Schoß genommen und sie gewiegt und geherzt und mit den schönsten Beeren gefüttert. Die Birkenfräulein zeigten eine traurige Miene und meinten unter sich: „Schlimm, schlimm!“ Die große Eiche stand mürrisch, mit finsternen Brauen und räusperte sich so böse, daß es den kleinen Schöplingen durch Mark und Bein ging. Die Fichten vergossen Thränen aus Harz. Nur der Wachholder raisonnierte wie gewöhnlich und zeigte sogar eine helle Schadenfreude für Herzchen, weil sie, als sie einmal durch den Wald gegangen, ihn auf den Fuß getreten hatte.

. . . Fern irrte der Geliebte von Kreuz zu Kreuz, um endlich Ruhe zu finden unter dem grünenden Rasen . . . Herzchen seufzte und sehnte sich von Tag zu Tag, auch endlich Ruhe zu finden unter dem grünenden Rasen . . .

Ein mächtiger Blitz fuhr vom Himmel hernieder und spaltete die große Eiche im Walde. Aus den Scheiten der Eiche ließ sich gut ein Sarg zimmern.

Der Donner rollte . . .

Das Königsschloß hüllte sich in ein ernstes Schweigen und in Trauerfarben.

Die Mutter der Winde säufelt in sanftem Wehen mit dem rauschenden Chor des Waldes Trauerlieder — an Herzchens Grabe. Die Jungfrau Morgenröte sendet fast jeden Morgen einen Strahlenfranz — auf Herzchens Grab.



Die Schwester der Rose.



Vor einem großen Steinhause der Stadt lag ein Garten. Darin gab es schöne Blumen. „Lirelirelü!“ machten die Vögel, als sie vorüberflogen, — also mußte es im Garten wirklich schön sein.

Ein Rosenstock, der am Eingang der Hollunderlaube stand, kam in früher Morgenstunde in die Wachen. Die Blumen und Pflanzen ringsum verhielten sich mäuschenstill, aber dort aus einem Winkel des Gartens leuchtete gespenstisch der große Kopf einer riesigen Blume mit einem verflixten fremden Namen. Dieser Blumenkopf lärmte mit ihren groben Farben und machte die Stimmung etwas unheimlich.

Da war der Augenblick der Geburt gekommen. „Ach!“ seufzte der Rosenstock und genas einer Prinzessin — einer Rose. Durch zerrissenes Gewölk guckte der Himmel hernieder auf das frische Rosenkind. Seine zarten Blättlein waren feucht und zitterten.

Als die Sonne höher gestiegen war, hörte die frischgeborene Rose das Geräusch des Weltlebens von hinter dem Zaun her.

„Das Leben ist doch komisch!“ dachte die Rose bei sich.

Insekten, einzeln wie in Schwärmen, flogen umher und summten bald heiser, bald lustig. Ein bunter Schmetterling kreuzte hin und her und suchte weiß der Himmel, was.

„Komisch, komisch ist das Leben!“ dachte die Rose wieder bei sich.

Im Geäst des Hollunders rauschte es.

„Der Hollunder wird böse,“ meinte die Rose, „was hätte ich ihm denn gethan?“

Eine helle Wolke wie von Silber, ähnlich einem Schiff, segelte am Firmament, und über den Gartenzaun sahen zwei Menschen herüber.

Die Rose sah dies und lachte hell auf.

Das Schiff am Himmel zerbarst. Die Menschen verschwanden vom Gartenzaun. Aber die Menschen, ein Mann und ein Mädchen, kamen in den Garten; denn sie hatten gesehen, wie schön es darin war.

Der Mann und das Mädchen kamen Arm in Arm bis zu der Hollunderlaube.

„Müna, sieh doch, wie hübsch, o, großartig!“

„Die Rose meinst Du? Die muß heute morgen aufgeblüht sein.“

Die Rose sah zwei schöne beobachtende Augen und zwei rote Lippen über sich.

Die roten Lippen sprachen: „Wahrhaftig, eine wundervolle Rose. Sie wird immer schöner und schöner.“

Daß die Rose dieses Lob hören mußte. Eitel wurde sie nun, denn sie war ja weiblichen Geschlechts.

„Ich wette, daß diese Menschen sehr gescheit sind!“ tuschelte sich die Rose in die Blätter.

Sie mußte das Kompliment belohnen.

Und die Rose ließ einen süßen Duft ausströmen, der den Menschen in die Nase stieg.

Die Menschen setzten sich in die Hollunderlaube, und die Rose ermüdete nicht, ihnen ununterbrochen herrliche Düfte zu spenden.

Das Mädchen sprach zu ihrem Gesellschafter:

„Zuri, ich preise den glücklichen Zufall, der uns heute zusammenführte. Wir haben noch niemals vertraulich unter uns sein können. Ich habe lange einen Augenblick des Alleinseins herbeigewünscht.“

„Ja, Müna,“ antwortete der Mann. „Wir — könnten uns etwas zu sagen haben. Sieh doch die Rose an, sie soll die Zeugin dessen sein, was wir uns sagen.“

Jedoch viel hatte das Paar sich nicht zu sagen.

Die Rose spitzte die Ohren und hörte ein Liebesgeständnis. Nur wußte sie sich die Liebe nicht zu deuten. Was konnte das für ein Ding, ein Wesen, ein Tier sein?

Juri sprach: „Unsere Liebe ist so herrlich, wie die erblühte Rose da.“

„Oho,“ wunderte sich die Rose. „Die Liebe soll sein wie ich, — so schön. Dummer Schnack! Die Menschen irren sich.“

Die Rose schüttelte sich nun vor Lachen über den tollen Vergleich. Und kühl, recht kühl wurde dem Naturkind ums Herz, das unter den Sonnenstrahlen geschmachtet hatte. Was war geschehen? Die Tautropfen, die auf den Blättern saßen, waren durch das Erschüttern des Lachens in den Kelch hinabgerollt und bildeten eine große schöne Perle, die kühlte, angenehm kühlte.

Und welch ein Wunder! Die in der Laube sitzenden Menschen saßen nun in der Perle, die Rose sah es ganz genau. Aber die Menschen waren nicht schwer, und so mußten das nur ihre Spiegelbilder sein.

Aber komisch, sehr komisch war es.

Und die Rose behütete zart und liebevoll die Menschen in ihrer Perle.

Plötzlich staunte sie. Was war das? Sie sah in der Perle, wie die Menschen gegen einander sanken und sich umschlangen. Was sollte dieses drollige Thun?

Und Zuri sprach: „Unsere Liebe ist so herrlich, wie die erblühte Rose da!“

Na, schon wieder dieser Unsinn. Wie sah denn diese räthselhafte Liebe aus? Hatte sie denn auch Blätter und eine so schöne Farbe und duftete sie?

Die Rose mußte darüber einmal ernstlich nachdenken.

Aber da standen die Menschen in der Hollunderlaube auf und schickten sich zum Fortgehen an.

Das Mädchen trat aber an die Rose heran und sprach:

„Lebe wohl, Röslein! Du bist nicht allein in der Welt, Dir wurde heute eine Schwester geboren in unserem Herzen. Das ist die Liebe; denn sie ist die Krone des Lebens, sowie Du die Krone der Natur bist. Lebe wohl, Röslein, Deine Schwester ist so zart wie Du und duftet so süß wie Du und läßt Dich bestens grüßen.“

„Ja, so ist es!“ sprach der Mann bestätigend, dann reichte er dem Mädchen seinen Arm und bald waren sie aus dem Garten fort.

Die Rose hatte mit verwundertem Gesicht zugehört. Nun wußte sie, was die Liebe war, — ihre Schwester und schön — so schön.

O, aber wie schade, daß das Menschenpaar nicht einen Augenblick länger weilte, die Rose hätte gern ihre Schwester wiedergrüßen lassen, die schöne gute Schwester — die himmlische Schwester.

Wieder raufchte der Hollunder, der Schmetterling kreuzte hin und her, und die kleinen dummen Insekten summten und schwirren. — —

Juri und Müna wurden zum Ehepaar getraut. Als sie gestorben waren, kamen sie in den Himmel, und da standen sie an Gottes Seite und sahen auf die Rose im Garten — die jedes Jahr von neuem geboren wurde — hernieder, erschauernd vor seligen Erinnerungen an die traute Stunde in der Hollunderlaube.

Die Schwester der Rose war nun im Himmel und ließ sie von dort grüßen.

Und die Rose sah auf die angenehme kühle Perle in ihrem Kelch, sie spiegelte den blendenden, ätherischen Glanz der Himmelshöhen wieder — den Glanz der Schwester der Rose.



Die tolle Lühä.



Die verruchte Meereswelle — die tolle Lüha genannt — wer hätte von ihr nicht gehört? — Zwei Menschenleben hat sie auf dem Gewissen.

Hans, ein armer Fischer, hatte seine Hütte am Meer, auf den Dünen. Hansens Mutter war plötzlich auf den Tod erkrankt, weshalb er jeden Morgen nach der jenseits der schmalen Bucht liegenden Stadt rudern mußte, seine magere Fischbeute auf dem Markt zu verhandeln und für den Erlös Arznei für die Mutter zu kaufen.

Als er im Boot auf das Meer ging, hatte er jedesmal mit der tollen Lüha zu thun.

Dort, wo im Bereich der Küste im Meer eine tiefe schwarze Stelle gähnte, sprang die Lüha auf wie ein wildes Tier und trollte sich nach der Küste. An der rätselhaften Geburtsstätte Lühas war das Wasser ewig in Bewegung, es warf und riß, strudelte und wirbelte. Bei hellem Sonnenlicht sah man den Schoß des Abgrundes voller bunter, glitzernder Glascherben, — das war das gebrochene



Sonnengestrahle. Der Mutterstoß war so toll wie das Kind, das ihm entsprang.

Große Reize waren Lüha trotz ihrer Tollheit zu eigen. Sie war ein Gebilde, wert von Göttern in wahnsinniger Lust erschaffen worden zu sein. Eine schlanke Taille hatte sie, und sie konnte sich winden und wenden wie eine Schlange, so daß niemand sie zu umfassen vermochte. Sie hatte Glieder aus Quecksilber. Ihr Haar — das die Menschen Wasserspritzer nannten — flog auf in gewaltigen Büscheln, als sie Mutwillen trieb. Der Wind kämmte ihr das Haar, und das Tageslicht goß Silber über das Gefräusel aus. Nie fehlte ihr, der Meerestochter, ein sauberer weißer Halskragen aus Schaum, den sie aus ihrer Wiege auslaufend immer frisch aus der Wäsche der Natur entnahm. Ihre Augen waren grün, brennend, schelmisch, und sie konnte mit ihnen Einen ansehen, daß er schwach wurde. Und Prunkschätze hatte die tolle Dirne, daß eine jede Königin gegen sie eine Bettlerin sein mußte. Sie spielte mit den hellsten, schönsten und größten Diamanten, Brillanten und Perlen, die es auf der Welt gab. Die Kostbarkeiten sprangen aus Lühas spielenden Händen in die Luft auf, und da konnte sie jedermann sehen.

Fischer Hansens Boot hatte die tolle Lüha, als er hinausgefahren war, um nach seinen Netzen zu sehen, wieder tüchtig geschaukelt.

„Sie kann nun mal ihre Fargenmacherei nicht lassen,“ hatte Hans gesagt. Aber er hatte auch an seine kranke Mutter gedacht. Ob er heute Weißforellen, die seine Mutter gern aß, im Netze finden sollte? Vielleicht konnte es der Mutter besser werden, wenn sie wieder einen Bissen zu sich nahm.

Und richtig fand Hans Weißforellen im Netz. Das kam erwünscht, das war Glück.

Hans steckte die Fische in ein kleines Handnetz und band dieses außerhalb an den Hintersteven des Bootes, so daß es im Wasser daherschleppte.

Als Hans mit dem Fahrzeug in die Grenzen der räthselhaften Stelle gekommen war, sprang die tolle Lüha hopsa! herbei und nahm das Boot sich auf den Rücken. Sie war heute besonders unartig, schaukelte wieder heftig und spritzte Hans Wasser ins Gesicht,

Zum Geier, nun hatte die lose Dirne dem armen Fischer einen Streich gespielt. Mit einem Ruck nach oben hatte sie das kleine Netz mit den Fischen über den Kopf des Stevens herausgehoben, und Hans konnte nur noch nachsehen, wie die schöne Beute im Gewoge unter sank.

Ach, wie schmerzte Hans dieser Streich. Seine arme Mutter mußte nun auf ihr Leibgericht verzichten.

Lüha trug Hansens Boot auf ihrem Rücken ans Ufer, dann prallte sie von den Dünen zurück zischend und fichernd, was wie die helle Schadenfreude klang.

Die Mutter stöhnte und ächzte in der Hütte auf ihrem Strohlager. Hans gab ihr Medizin ein und beruhigte sie: „Erhole Dich, liebe Seele, morgen finde ich vielleicht Weißforellen im Netz, dann kannst Du essen, prächtig essen.“

Über Nacht aber verschlimmerte sich der Zustand der kranken Frau.

Hans mußte wieder zur Stadt um die Arznei.

Lustig kam auch wieder Lüha herbei und nahm Hanses Boot sich wieder auf den Rücken.

Heute zeigte Lüha jedoch ein finsternes Gesicht und raufchte drohend.

Schwarzes, windschwangeres Gewölk lagerte am Himmel.

Aus der Stadt brachte Hans zweierlei Arznei mit, ein Pulver und seine zwei alten Tanten, die ihm manchmal geholfen hatten, Fische zu verkaufen. Die Tanten sollten bei der Kranken singen und beten.

Das Gewölk am Himmel hatte sich verdichtet. Ein starker Wind wehte. Das Meer war unruhig geworden; es erhoben sich aus dem Gewässer Hügel mit weißen Häuptern. Die Lüha schien sich nun gerade in ihrem Element zu fühlen: sie hatte alle ihre Bänder gelöst und tummelte sich mit quellendem Busen und zügellosem Sinn auf ihrer Laufbahn. Hansens Tanten hatten vor Angst ordentlich gekreisch, als Lüha das zum Ufer steuernde Boot wie ein Spielzeug hin und her geworfen.

Die Tanten weinten am Krankenlager: „Ja, mein lieber Hans, Deiner Mutter hilft nicht Pulver und nicht Singen und Beten mehr. Siehst Du nicht, daß ihr Gesicht erdfarben ist? Die Erde will zur Erde.“

Die Kranke stöhnte.

Gegen Abend ließen sich weinerliche quiekende Töne um die Hütte vernehmen. Das that der Wind, der an Stärke zugenommen hatte. Späterhin, in der Dunkelheit, fing die Hütte an zu knacksen und zu ächzen in ihrem Gefüge. Ein Geheul umgab sie. Der Wind war zum Sturm geworden.

Bewegungslos lag auf dem Lager die kranke Frau. Beim Kerzenschein schien ihr Gesicht nicht mehr erdfarben, sondern wächsern.

„O, heute Nacht möchte ich sterben. Der Sturm würde meine scheidende Seele in den Himmel wehen.“

Die Tanten fingen aus dem Gesangbuch an zu singen. Hans nickte, auf der Bank sitzend, ein. So müßig dazu sitzen konnte Hans nimmer aushalten, und der fromme Gesang war ja auch das reine Schlafpulver.

Mit Schreck fuhr aber Hans bald aus seinem Schlummer auf.

Was hörte er? Wer spottete vom Meer her in den Gesang der Tanten hinein? Ein Raunen mit Riesenlungen war's . . . ein geisterhaftes Lachen!

Hans neigte sein Ohr an die Wand, machte ein schlaues Gesicht und horchte.

„Natürlich, die verrückte Lüha ist's!“ sprach er dann. „O Gott, laß doch das Wetter wieder vernünftig werden und nimm meine Nixe während des wilden Getobes in Deinen Schutz.“

Hans setzte sich nieder auf die Bank und nahm sich vor, nicht mehr einzuschlafen.

Seine kranke Mutter sprach: „Wenn ich sterbe, nehmt mir das Totenlinnen vom Hüttenboden. Ich habe es in Regen und Sonne gebleicht.“

Gott, wie traurig. Hans faltete seine robusten, schwieligen Hände und sang mit den Tanten mit.

Da ließ sich ein heimliches Gurgeln vernehmen, als wenn eine Bechgesellschaft aus Flaschen tränke. Was war denn das wieder? Das Gurgeln drang vom Fundament der Hütte auf. Ha, wieder die Lüha! Sie war in ihrem Rasen schon bis an die Hütte herangekommen und ihr Wasser spritzte in die schadhafte Stellen und in die Mauselöcher des erdenen Fundaments, woher das Gurgeln entstand.

Um die Hütte heult es immer toller.

Jetzt schlug von außen etwas mit einer großen Wucht an die Wand der Hütte. Die Lüha! Die Lüha! Sie wurde

mächtiger und immer mächtiger, auch der fromme Gesang konnte sie in ihrem Treiben nicht genießen.

Die Tanten brachen den Gesang ab und schauten voller Angst auf Hans.

„Es ist nichts,“ sagte dieser, „weiter wird die Welle nicht dringen können.“

„O-hui, o-hui!“ tönte es aber dann pfeifend von draußen, aus der Finsternis. Das war wahrscheinlich ein Zauchzer von Lüha.

Und die lose Dirne konnte doch noch weiterdringen. Mit einem wilden Satz warf sie sich gegen die Thür der Hütte, die Thür sprang auf und — da stand die Lüha in der Stube.

Sie gluckste, zischte, kicherte: „Da bin ich! Da bin ich!“

Hans und den Tanten stiegen die Haare zu Berge. „Wenn das Wasser noch steigt — wir ertrinken samt der franken Mutter!“

So weit brauchte es aber noch nicht zu kommen. Lüha kam kein mal mehr in die Hütte herein. Die gottlose unbändige Dirne gehörte auch durchaus nicht in die andächtige Gesellschaft.

Als es Tag geworden, gingen die Tanten in die Stadt zurück. Das Wetter war wild, hatte aber in seinen Stürmen bedeutend nachgelassen. Hans sah jedoch keinen Trost darin. Am Himmel hingen Strähnen zerissener Wolken. . . . Ein

mit dem Wetter vertrauter Mann mußte wissen, daß dies ein neues Unheil bedeutete.

Das Meer gährte, toste, schäumte, in seinem Herzen zürnten dunkle Mächte. Da, wo die räthelhafte, gefährliche Stelle war, hüpfte die Lüha aus ihrer Wiege, ordentlich aufgeputzt in Weiß und Grün und schoß lustig dahin — auf den Lippen ein rauschendes Liedlein, das geheimnisvoll heiter klang.

Hans stand noch deutlich vor der Seele, wie Lüha ihn die vorige Nacht geängstigt hatte, er unterließ es daher, in seinem Boote in ihr Bereich hinauszurudern, um nach dem Schicksal seiner Fischneze zu sehen.

Er blieb in der Hütte. Seine Mutter wimmerte. Weißforellen gab es auch heute nicht.

Vor dem Abend stieg am Horizont eine pechschwarze Wolke auf, von welcher sich ein weißer Ball löste und zur Erde niederschwebte. Der Ball war ein wilder Schwan. Wo die Fischerhütte stand, da sank der Schwan nieder in das Gewoge der Rüste.

Die tolle Lüha hatte den schönen weißen Luftsegler aufgefangen, wie Hans von seiner Hütte aus sah. Der Schwan ließ sich von Lüha an ihrem Busen tragen. Der Busen hob und senkte sich in wilden Rhythmen — das war dem Vogel ein wonniges Wiegen. Ab und zu warf Lüha dem Schwan Perlen über den Kopf, dann duckte er

sich, als wenn er dankte und schnäbelte an ihren Reizen. War der Schwan einmal vom Busen der närrischen Meeresmaid herabgeglitten, so wartete er, bis Lüha wieder aus ihrer tumultuarischen Wiege auslief in unbändigen Sprüngen, und dann begegnete er ihr mit erhobenen Flügeln. Der Schwan war Lühas Kavalier.

„Verrückt, verrückt — die Lüha!“ murmelte Hans sich in den Bart. „Ewig Raupen im Kopf.“

Die schwarze Wolke, die am Horizont aufgetaucht war, verbreitete sich über das halbe Firmament. Es wurde finster, wie es am vorigen Abend gewesen. Der Wind steigerte seine Lungenkräfte. Es war Gewitter im Anzuge.

Das Meer wurde von dem Flug des Windes immer mehr aufgerührt. Und die Lüha, ja, die hatte jetzt einen förmlichen Reigen begonnen. Sie hopfte in ihrem Lauf auf und nieder und mit ihr der Schwan, sie machte die schwungvollsten Wendungen, sie wirbelte und schwanfte, — mit ihr der Schwan. Bald hob sich Lühas flatterndes Haar, bald hob sich der Kopf des Schwans.

Das lustige Pärchen, die Lüha und der Schwan, hielt wohl seinen Hochzeitstanz.

Das Gewitter brach an mit einem rasenden Sturm. Die Bäume bogen sich, der Dünen sand wirbelte auf, die Wolken jagten, die entfesselten Lüfte wollten ein jegliches Leben ersticken. Ein dumpfes, prallendes Schreien ertönte

mit betäubendem Getöse, dann wieder ein Gebrüll, wie von Löwen, das ins Mark drang. Das kam vom Meer, das in Wut gebracht, die Sinne verloren hatte und, wie es schien, über die Erde fluten wollte, sie zu begraben. Über den sich wie Kasse aufbäumenden, tobenden Riesenwogen flogen Wolken von aufgespritztem Gischt. In den Höhen rollte der Donner und spielten gezackte Goldlinien, — es war der Blitz. Und ein Sintflutregen strömte, als ob hienieden noch wenig Wasser wäre. Es mischte sich das erhabene Schöne mit dem Wilden, Gott mit dem Satan.

Die Lüha hätte nun einer begreifen sollen. Ihre Wildheit spottete aller Grenzen. Höher, immer höher schwang sie sich aus dem ungestümen Bett, ihre Lenden gingen ins Maßlose, in ihrem Busen mochten sämtliche wilde Lüste Platz finden — sie wurde ein Riesenweib. Sie tanzte wie eine Teufelin. Nach einem Sprung in die Höhe stürzte sie sich wieder kopfüber in die Tiefe, alsdann hielt sie mit einem Ruck an, aber nur, um im nächsten Augenblick wie eine Tigerin sich mit großen Sähen vorzuwerfen. Sie schlug links und rechts aus wie ein Pferd, sie kugelte sich, und darauf stand sie doch wieder riesenhoch, frohlockend, wie eine aus dem Blute des Feindes tretende Siegerin. Sie tanzte Reigen, Hopser, Dreher und verrückte Tänze, die überhaupt keinen Namen haben. Sie tanzte überhaupt alles. Die Küste erreichend, ging sie in eine ungestüme,

verwegene Galoppade über. Sie stürzte über Land dahin, das jetzt weit und breit eine Wasserrüste war. Lühas Schatz, der Schwan, war bald aus dem Getümmel aufgeflogen und flatterte, vom Sturm umhergeworfen, über Lüha und schrie brünstig. Lüha bewarf den Schwan mit Spritzern, Millionen von Edelsteinen. Das Geschlängel des unaufhörlichen Blizes erhellte das empörte Wasserreich mit blendendem, sinnverwirrendem Licht. Eine würdige Beleuchtung zu Lühas Hochzeitstanz. Bläulich-silbern erstrahlte die infernalische Braut selbst in der überirdischen Beleuchtung, ihr verworrenes, flatterndes Haar war wie mit brennenden Fäden durchflochten und ihre weiße Halskrause glitzerte im Diamantenfeuer.

Vom linken Bein aufs rechte Bein, vom rechten auf das linke Bein . . . Mit Schwung hinauf, kopfüber hinab . . . Zuchheirassa!

Der arme Fischer in der Hütte war bei dem schrecklichen Treiben der Natur in Verzweiflung. Die Lüha war wieder in die Hütte eingedrungen und hatte Hans mit einem wuchtigen Stoß vor die Brust zu Boden geworfen, ihn dann gedrückt und geküßt zum Erstickten. Jetzt stand das Wasser in der Hütte brusthoch.

„Wir ertrinken, wir ertrinken!“ jammerte Hans.

Natürlich konnte das Wasser noch höher steigen, so daß Hans und seine Mutter ertrinken mußten. Solch eine

Flut war seit Menschengedenken nicht dagewesen. Rettung konnte Hans nur dadurch erlangen, daß er mit seiner kranken Mutter das Boot bestieg und landeinwärts fuhr, bis er auf Trockenes stieß.

Schon reichte das Wasser Hans bis über die Brust. Nun galt es rasch handeln. Hans nahm seine Mutter sich auf den Rücken, und so tappte er sich durch das Wasser hinaus; da bettete er die Mutter auf das Boot, das vermittelft eines Seils an die Hütte befestigt auf der Flut trieb und schwang sich dann selbst hinterher auf das Fahrzeug.

Hinaus ging's im schrecklichen wütenden Gewässer. Das Boot schaukelte lebensgefährlich zwischen Höhen und Tiefen der Wellen. Hans steuerte und hielt zugleich seine wimmernde Mutter.

Waren Menschenkräfte und das klägliche Fahrzeug stark genug, um der Gewalt der entfesselten Natur Trotz zu bieten?

O, die tolle Lüha war gefährlich in ihrem Hochzeits-
tanz. Verderben drohte aus jedem ihrer Schritte.

Da schoß die Dirne in einer furchtbaren Galoppade heran, Perlen, Schaum, Gischt um sich herumspitzend in dem gespenstischen, erschütternden Bliglicht. Mit einem Riesensprung warf sie sich in die Lüfte und zog ihren Kavalier, den schreienden Schwan, sich in die Arme. Zuchhei!

Zuchhei! Zuchheiraffa! Vor Seligkeit rasend und mit tierischen Jauchzern stürzte Lüha dann dahin.

Hans war ihr im Wege. Er hatte seine Hände zum Beten erhoben. — — —

Nun schaukelte ein umgekipptes Boot lustig in den Wellen.



Morgenröte und Abendschein.



Der oberste Gott Taara hatte wohl die Welt erschaffen, aber es fehlte noch etwas an ihr. Um die Sonne handelte es sich. Der Sonne war wohl eine feste Bahn angewiesen, aber diese Regel war nur gut für den Tag. Bei Nacht, wo die Sonne der Welt nicht zu leuchten brauchte, konnte das feurige Ding auf Abenteuer ausgehen, straucheln, fallen und ihre Scheibe brechen oder ins Meer hinabfallen.

Der Sonne mußten daher Wärter bestellt werden. Dazu schienen Taara die zwei Wesen, denen er die ewige Jugend verliehen hatte, am geeignetsten.

Diese Wesen waren ein Jüngling und ein Mädchen.

Zu dem Jüngling sprach Taara: „Mein Sohn, schau, die Sonne hat ihren Dienst angetreten, aber Du empfang sie, als sie ihren Kreislauf beendet hat. Lösche sie aus und bewahre sie achtsam, damit ihr nichts zustößt. Dein Name sei Abendschein.“

Und zu der Jungfrau sprach Taara: „Töchterlein, Du sollst die erloschene Sonne von dem Abendschein übernehmen, sie wieder entzünden und ans Himmelsgewölbe, auf ihre Bahn senden.“

Des Alten Befehl war den Wesen heilig. Sie begaben sich auf ihre Dienstplätze, der Abendschein an den westlichen Horizont und die Morgenröte an den östlichen.

Und die Sonnenwärter erfüllten gewissenhaft ihre Obliegenheiten. Die Sonne ging regelmäßig unter und erhob sich regelmäßig wieder. Nur im Winter war die Tagereise des flammenden Gestirns bedeutend kürzer. Im Frühjahr dagegen war die nächtliche Rast der Sonne sehr kurz bemessen. Im Frühjahr hatte die Sonne eben viel mehr zu sorgen: das Wachstum des Getreides zu fördern und Lieder bei den Vögeln und bei den Menschen zu wecken. Im Frühjahr schritt der Abendschein an die Morgenröte heran und überreichte ihr die erloschene Sonne direkt zur Hand.

Die Sonnenwärter waren aber nicht ohne Herz erschaffen. Ihre Herzen lebten, zuckten, fühlten. Und jenes große entzückende Geheimnis, das Taaras Welt erfüllte, lehrte die Herzen seine Sprache, umstrickte sie mit Zauberfeuern. Jenes Weltgeheimnis — kein Stummer konnte es verschweigen, kein Tauber seiner Stimme verloren sein — hieß die Liebe.

Als im Frühjahr der Jüngling Abendschein der Jungfer

Morgenröte die Sonne überreichte, da geschah das Wunderbare und doch Allzugewöhnliche, daß seine Blicke sich in die ihrigen versenkten.

„Jüngferchen, Jüngferchen!“ sprach der himmlische Liehaber. „Hier hast Du die Sonne, frisch ist sie, sie zuckt noch vom gestrigen Leben.“

„Danke, mein Freund!“ erwiderte die Jungfrau und lächelte.

Wie sollte man einen so ungewöhnlichen Gegenstand, wie die Sonne, einer zarten Jungfrau sonst behutsam genug überreichen, wenn man nicht so recht nah an sie kam, so daß man ihren Körper berührte.

„Jüngferchen, hier hast Du die Sonne!“ — Indem der Abendschein also sprach, erfaßte er den Arm der Morgenröte und das überrieselte ihn mit feurigen Wonnen und — nun passierte, um was selbst der Himmel einen beneidet — beider Lippen suchten und fanden sich.

Wer sah das am nächtlichen Firmament? Die Sterne sind stumm, die Zungen der Winde plaudern nicht aus.

Die Nachtigallen hatten aber auch den Liebesakt gesehen. Im Ellerngehölz fingen die Nachtigallen an zu schlagen, schmelzend, berückend. Sie schwätzten Lieder von dem Ersehnten.

Auch Taara, der nimmer schlief, hatte den geheimen Vorgang am Horizont bemerkt. Mit blitzendem Feuer hatten seine Augen herniedergesehen.

Am folgenden Tag beschied Taara die Sonnenwärter vor seinen Thron und sprach:

„Was ihr gethan, ich hab's gesehen. Ich grolle euch jedoch nicht. Mit eurem Dienst bin ich zufrieden und kann nur wünschen, daß ihr euch vermählt und dann als Mann und Weib euren Dienst verrichtet.“

Dieser Wunsch gefiel dem Liebespaar nun nicht im geringsten.

Das Paar sprach: „Taara, wenn Du nun schon mal um unser Glück weißt, so laß es Dir jedoch nicht weiter angelegen sein. Wir wollen auf ewig Braut und Bräutigam bleiben; denn ewig frisch und schön ist der Morgen und der Brautstand ist der Morgen der Liebe. Laß, Taara, Dein göttliches Auge auf uns ruhen und es sei zu Deinen Ehren, wenn wir uns die Brautnacht bereiten, alljährlich und für die Dauer der Zeiten.“

Taara hatte auch nichts dagegen. Er segnete das Brautpaar und versprach für dasselbe zu sorgen, so lange die Welt besteht.

Abendschein und Morgenröte tauschten sich nicht in ihren Ansichten. Im Brautstand blieb ihre Liebe ewig schön und neu. Als sie in ihren getrennten Heimstätten für einander so lange geglüht und sich gesehnt, kamen sie auf vier Wochen im Jahr, in der Mitternacht, zusammen und stillten ihre Herzen im Wonnerausch.

Taara sorgt für seine Lieblinge mit väterlicher Güte. Jedesmal, wenn die Reihe der Brautnächte anbricht, legt er der Erde Blumenschmuck an und behängt die Wälder mit grünem Laub. Die Welt ist dann eine frohe, entzückende Feststätte, und darin jauchzt die Natur, und darüber blickt der Himmel mit freudeverklärtem Gesicht.

Die gefiederten Schelme, die Nachtigallen, lassen es sich nicht nehmen, zu wachen und aufzupassen, wann der Abendschein mit der ausgelöschten Sonne sich seiner Geliebten nähert. Gehet und horchet dann, wie sie schlagen. Da hört man ein Tongemälde von dem Brautnachtsglück der Sonnenwärter. Dieses Tongemälde spinnt sich von Wald zu Wald. Die Natur liegt in heiliger Andacht da.

Und das glückliche Paar? — Dem Abendschein glühen die Wangen vom Sehnen nach dem Augenblick, wo er seiner Geliebten den Kuß geben kann, und seine Wangen leuchten gegen die dämmerigen Wolken auf. Der Morgenröte glühen ebenso die Wangen vor Herzenslust und züchtiger Scham, und die Glut färbt die Wolken und ergießt sich in das Leuchten des Abendscheins in dem Augenblick des Küßens.



Der Gefangene des Tages
und der Nacht.



Aus Tag und Nacht spinnt sich die Zeit, die Ewigkeit. Zwischen Tag und Nacht liegt ein Gefangener, das Leben.

*

*

*

Der Weltenschöpfer ist herzlos. Er sandte den Tod in die Welt, der aber nur Menschen, nicht das Leben nimmt. Das Leben kann erst mit der Welt untergehen. Aber so lange das Leben lebt, leidet es.

Als — wie es in der alten Schrift heißt — die Erde und die ganze Schöpfung dem Herrn Lob sang, dann mochte es auch dem Leben leidlicher gehen. Schon seit unberechenbaren Zeiten ist die Erde stumm. Das Leben, das flink in die Welt sprang, verrannte sich in Hecken.

Das Leben war in eine unrechte Welt gekommen. Der Tag wurde sein Unglück.

Der Tag that's, daß das Leben gepeinigt wurde durch Armut und Reichtum, Gewalt und Frohne, Haß und Liebe,

Verzweiflung und Hoffnungen, Krankheiten, Unrecht, Krieg, Mord, Standes- und Geburtsunterschied, Rasse, Moral, Sitte und auch durch Ehrlichkeit und Edelmut, Begeisterung und Wissen.

Der Tag trieb das Leben in alle diese Widerwärtigkeiten.

Das Leben unterwarf sich die Erde, das Meer, die Luft, das Erdinnere, es erstieg Berggipfel und drang hinunter auf den Meergrund, aber nirgends fand sich ein zollbreit Boden, wo es nicht gelitten hätte.

Das arme Leben konnte dem Tage, seinem Herrn, nicht fortlaufen. Der Herr hielt es wie die Katze eine Maus in seinen Krallen.

Der Tag erschien stets freundlich lächelnd, aber dieses Lächeln war falsch. Der Tag lebte von Mühe und Schweiß und trank Herzeleid und Verzweiflung. Seine liebste Musik war das Knirschen von Zähnen, Seufzen und Stöhnen.

Der Tag hegte Hunde auf das Leben. Es rasste über Stoß und Stein und Spieße und durch Feuerflammen und Gewässer.

Der Tag züchtete in seinem Licht Schlangen, die das Leben betrogen und bisßen. Ein jeder zaghafter Versuch zu einem heiteren Liede wurde gleich durch Jammer und Todesröcheln betäubt, unterdrückt.

Das Leben blutete aus Millionen Wunden. Das gewaltige Weltmeer erhob ein Brausen, das Herz und Sinne

betäubte, über Dreiviertel der Erde, — das wäre nur eine schwache Stimme zum Klageliede des Lebens gewesen.

Und der Tag war unerreichbar, unstrafbar. Er wandelte mit dreister Stirn unter der Sonne, dem Himmel, unter Blitz und Donnerkeilen. Er trug gleißenden Glitterstaat und auf dem Haupt eine silberne Krone. Jener blutdürstige König schmunzelte zum Sternenzelt hinauf . . . dort wohnte ihm ein gütiger Vater.

Das Herz der Zeit schlug zum Zerspringen. Im Licht der Verheißung schwebte ein Gott hernieder . . . Christus.

Die Welt erschraf . . . stand mit verhaltenem Atem. Die Nasgeier zeigten Scham, und Lieder ertönten aus dem Duft brechender Knospen.

Christus wandelte im irdischen Staube und suchte das Leben.

Das Leben aber fühlte ein Bangen und genierte sich, weil es so elend, beschmutzt und zerlumpt war.

„Armes, stätteloses Leben, ich rufe Dich. Ich habe eine Brust für Dich!“ so rief Christus.

Und da hörte der Göttliche ein Gewimmer. Er sah, wie die Gewalt der Mächtigen die Schwachen geißelte und blutige Rücken, zer Schlagene Gliedmaßen hinterließ und wie sie Köpfe wegen Widerspruchs und Selbstschutzes forderte. Entblößte Knochen, Citer, nagende Qualen sah er anderswo. Da hauste die Krankheit. Und wo der Hunger mit üppiger

Kraft an seinen Opfern zehrte und ihnen die erlöschenden Augen aus dem Kopfe zwang, da war die Stätte der Armut. Ueberdies sah Christus unsichtbare Dämonen schwirren, die die Menschen seelisch wie mit Feuerkräften aneinander schmelzten, aber dann oft der Verzweiflung in den Rachen warfen. Dies mußte das Werk der Liebe sein. Er bemerkte auch, daß die Sitte der göttlichen Freiheit Fußklöße angelegt hatte und bemerkte, wie ein strahlendes Nordlicht von Qualen — — —

„O, das bist Du ja, Leben!“ rief Christus. „Erkenne mich, ich habe eine Brust für Dich.“

Das Leben stürzte sich Christus in die Arme, „Gott, liebe mich!“

Christi Herz schlug gegen den Leib des zitternden, abgehärmten Wesens, und sein Atem streifte ihm die Stirn und die Wangen wie ein erquickender Tau.

Das Leben weinte. Aber unter den Thränen schimmerte ein Lächeln, das erste Lächeln.

„Gott, hilf mir! Du siehst, wie ich elend bin.“

Christus sah dem Leben in die müden Augen.

„Helfen kann ich Dir nicht. Helfen kann der Tod, und ich bin des Todes Feind. Ich bin gekommen, um zu trösten.“

„Welchen Trost spendest Du mir?“

„Dulde, dadurch wirst Du die Seligkeit im Jenseits gewinnen. Dulde, denk' an mich, — glaube!“

„Aber ich verdiene mehr, als bloß einen solchen Trost. Lege Deine Hand auf meinen Körper, befühle die Wunden. Sieh, wie ich zittere. Hörst Du, wie meine Stimme zerissen klingt? Dafür giebt's nur einen so mageren Trost?“

„Schau und überlege!“ entgegnete Christus und wies auf einen Wald. „Da wachsen die Bäume in dichter Gesellschaft. Baum reibt sich an Baum, der eine läßt dem andern nicht Raum zu wachsen, wie er will. Merkst Du, daß die Sonne, die hehre Nährmutter, nur die Gipfel streift? Im Walde herrscht eine ewige Dämmerung. Und sahst Du nicht Bäume schon verdorrt, verkrüppelt? Sahst Du nicht, daß die Bäume mit der Art gefällt werden, daß der Sturm sie bricht, das Feuer sie verzehrt? Der Wald stirbt ab. Das ist Leiden, unaufhörliches Leiden.“

Darauf zeigte der Allerbarmere auf einen Waldbach.

„Schau, wie der Bach über Fels und Gestein springt. Der heitere Strom muß sich zerschlagen, verspritzen. Er muß sich an jeder Uferwendung stoßen und vom Wehr hemmen und von Winden geißeln lassen. Ist das nicht Leiden?“

In die Lüfte lenkte dann der Himmlische des Lebens Blick.

„Was erblickst Du dort? Vögel! Die großen stoßen auf die kleinen und zerreißen sie. Der Regen zwingt sie in die Schlupflöcher, Gefängnisse. In der Kälte erstarren

sie unter Schmerz und Pein. Oder leben die Tiere der Erde etwa besser? Die Würmlein auf dem Laub und im Grase? Überall nur Leiden. Das ganze Weltall seufzt. Und warum? Weil es da ist. Merkst Du, Leben, daß Dir nichts geschieht, als was Dein Los ist?"

Das Leben wurde nachdenklich.

„Aber wodurch hätte ich gesündigt, als ich nicht war, daß mir Leiden kamen, als ich wurde?"

Diese Worte machten Christus stuken. Seine machtvollen liebespendenden Augen wandten sich ermahnend auf den armen Gefährten.

„Nicht da hinaus, mein Freund, das wäre Sünde. Eine urewige Weisheit hat alles so gefügt, wie es ist. Niemand soll forschen.“

„Also habe ich mich sehr getäuscht, als ich mich mit Hoffnungen an Deine Brust warf!“ klagte das Leben. Verzeihe, daß ich Dich belästigte, aber Du hättest mich auch nicht suchen sollen. Ich gehe wieder meiner Wege.“

Das Leben wandte sich von seinem Freunde ab. Sogleich stieß das Leben aber einen verzweiferten Schmerzensschrei aus. Es standen Dornen auf dem Wege, und das Leben ging barfuß. Die scharfen Spitzen stachen in seine zerrißenen, wundenbedeckten Sohlen.

Das Leben sank, vom Schmerz gebrochen, in die Kniee.

„Sieh her, Gott. Hat nicht ein jeder Wurm es besser als ich? Verfluchter Trug, ich glaube nicht an Deine Worte. Ich leide mehr, viel mehr, als alle anderen Wesen der Welt. Und ich bin viel weniger schuldig als andere. O, meine zerfleischten Füße, wenn sie sterben könnten. Verflucht sei, der mich ins Dasein setzte, verflucht seiest auch Du — —“

„Schweig!“ befahl Christus mit mächtiger, überirdischer Stimme.

Ein gewaltiges Getöse ließ sich aus den Lüften über dem Gebirge vernehmen. Ein dumpfes Donnern dann, wie Geistergrollen.

Eine Windsbraut jagte über das Gebirge.

Der Wirbel hatte ein nach seiner Nahrung irrendes Reh auf den Gebirgshöhen erfaßt und schleuderte es über die Abhänge hinunter. Das unglückliche Tier rollte vor Christi Füße.

Ihm waren die Beine und die Knochen im Leibe zerschmettert. Aus seinen Wunden drang ein Blutstrom. Das Tier zuckte und schrie in Todesqualen, seine Augen hefteten sich auf Christus, Erbarmen und Hilfe flehend.

„Was sagtest Du zuletzt?“ bemerkte Christus zu dem Leben. „Aber dieses Reh? Litte es weniger Schmerzen als Du und wäre es weniger unschuldig, als Du? Das

Tier war bloß auf die Höhen gegangen, sich Nahrung zu suchen.“

Das Leben erblaßte. Es barg sein Gesicht im Kleid=saum seines Freundes und schämte sich.

„Stütze Dich auf mich, ich geleite Dich!“ sprach Christus und nahm das Leben beim Arm. Er führte es zwischen den Dornen hindurch.

Das Weh begann dem Leben nachzulassen, und es er=mannte sich wieder. Es sah seinen barmherzigen Freund innig an, und wieder glitt ein Lächeln über sein fahles thränenfeuchtes Gesicht.

Ein Duft der Seligkeit strömte dem Leben durch die Seele. . . . Das Leben ahnte: Rosen können auch aus Wunden erblühen!

* * *

Christus trennte sich nicht vom Leben, sondern führte es viele Jahre auf seinen schweren, dornenvollen Wegen. Er hörte auch nicht auf, das Leben zu ermahnen und zu unterweisen. Alle seine Lehren hatten aber als Mittelpunkt die zwei Perlen: „Dulde! Glaube!“

Das Leben hörte seinem Meister andächtig zu. Manchmal saß es zu Christi Füßen, manchmal kniete es vor ihm, und je aufgeklärter es wurde, um so kindlicher wurde sein Sinn.

Zuletzt war das Leben schon so weise, als es nur werden konnte. Dann fiel es Christus um den Hals und mußte ihm nicht genug zu danken.

„Es ist gut,“ sprach Christus, „meine Lehren werden Dir Trost spenden, wenn Du Dich ihrer nur erinnerst. Wenn ich nicht mehr bei Dir bin, so höre nur, und Du vernimmst meine Stimme aus dem Winde und sieh nur, da leuchten Dir meine Augen aus den Sternen.

* * *

Christus starb am Kreuz. Auch er mußte leiden.

* * *

Es war einmal ein Christus . . . so erzählte das Leben später, wie man Märchen erzählt.

Aber Christi Stimme spricht aus dem Winde, und seine Augen leuchten aus den Sternen.

Das weiß das Leben und fühlt sich nicht verlassen.

Die Lehre Christi regt sich noch heute mächtig und feurig im Herzen des Lebens: „Dulde! Glaube!“

Und das Leben trinkt das Blut seines Freundes und ißt seinen Leib. Das ist ihm das herrlichste Mahl und nährt seinem Geist die Lehre: „Dulde! Glaube!“

* * *

Dem Leben ist geholfen. Leiden muß es zwar wie früher. Der Tag, sein Feind, blieb unerbittlich, unbarmherzig. Er setzt den armen Gefangenen in Ketten und schlägt ihm Wunden. Jedoch hat das Leben von seinem göttlichen, wunderbaren Freund gelernt, die Leiden mit Fassung zu ertragen.

Vor dem Geheimnisvollen, dem Unergründlichen, das im Weltall Wunder wirkt, sind die Schlösser geöffnet. Das Leben hat die Schlüssel, — diese sind „Dulde! Glaube!“ — Da rieselts wie Balsam und Mohnduft über das Leben her.

Wenn des Tages Glut verglommen ist und der Abend hereinbricht, so tritt das Leben nicht mehr wie früher in wildem Schmerz an sein Ruhelager, sondern es betet erst zu seinem allmächtigen Freund, gedenkt seiner Lehre „Dulde! Glaube!“ und findet sich dann getröstet in die ersehnte Ruhe.

Dem König Tag steht seine Gemahlin, die schwarzverhleierte Nacht, zur Seite. Die Nacht ist wie sonst eine Frau, nicht so hart und rücksichtslos wie der Mann. Des Tages peinigender, stolzer Glanz, vor dem das Leben erschauernd seine Augen schließt, findet seinen Gegensatz in dem sanften milden Blick der Nacht. Das Leben ist auch ein Gefangener der Nacht. Aber als der Tag den Gefangenen geheßt und gemartert hatte, übernahm ihn die

Nacht voll Mitleid in ihren Schleiern. Das Mitleid war erhebend und that wohl.

So war es früher.

Jetzt aber, wo das Leben einen stärkenden Trost aus dem Himmel empfängt, berühren es die Arme der Nacht wie die einer Mutter und umwebt es ihre Milde wie ein Kausch.

Das Leben zieht einen schwarzen Schleier über sich sinken, und aus dem Schleier bieten sich ihm Brüste dar, an denen es wie ein Kind gierig saugt. Das sind die Brüste der Nacht, die ein süßes Ermatten spenden auf das verhallende Weh.

Über dem Haupt der Nacht blinken die Sterne. Christi Augen leuchten aus den Sternen.

Wenn dann das Leben entschlummert ist, träumt es von seinem großen, wunderbaren Freund, dessen Blut es trinkt und dessen Leib es ißt. In diesem Traum schweben die Engel auf und nieder.

Ein Schlummerlied singt das Weltmeer dem Gefangenen im Schoße der Nacht. Das Lied braust und rauscht mit dem Winde über Thäler und Berge. Aus dem Winde spricht die Stimme Christi.

*

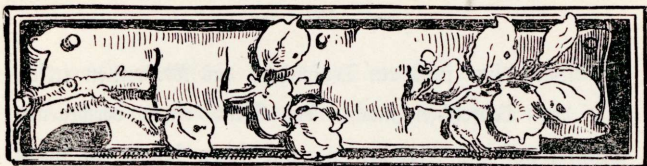
*

*

Wenn die Nacht beim Anbruch des wiederkommenden Tages in langsamem Zuge dahinschwebt, schleppen hinter ihr blutige Windeln in einem roten Streifen den östlichen Horizont entlang. Mit den Windeln hat die Nacht dem schlummernden Leben die Wunden gesäubert.



Waldesrauschen.



Waldesrauschen ist das Klagelied der Natur. Wenige verstehen das Waldesrauschen, und diese wenigen sind nicht glücklich. Diese wenigen können im Walde weinen, wenn ihnen auch außerhalb des Waldes keine Thränen gegeben sind.

Der Wind — heissa, ein tollwütiger Bursche! — er springt dem Wald an die Krone und tätschelt und zaust und tollt! Davon bricht dem Walde die Herzenswunde auf, und daraus rauscht es — rauscht es in gedämpften, zitternden Accorden. Gute Nacht! — Die Welt möge sich zum Sterben niederlegen.

Ich weiß eine seltsame Geschichte vom Waldesrauschen.

Der Leser kennt nicht die kleine Stadt, die irgendwo in der Welt unter einer kleinen Anhöhe liegt, auf welcher ein prächtiger Wald sich ausbreitet. Meine Seele kennt diese Stadt. Der Wind strolchte dort in den Straßen herum, und an dem Platze, wo die Kirche sich erhebt, erspähte er ein blühendes junges Mädchen am offenen Fenster.

Im Winde sitzt stets ein Teufelchen, das Mutwillen treibt. Mit dem Teufelchen machte der Wind einen verwegenen Sprung auf das Mädchen zu, und schon saß er an ihrem Busen und kareßierte in ihren teuren, züchtigen Reizen. Das Teufelchen lachte in dem Winde. Und der Wind flüsterte: „Mädchen, hätt' ich Dich!“ Schwaps, hatte der Wind ihr einen Kuß gegeben, und gleich fort sprang er dann wieder, wie erschrocken über seine Frevelthat.

In närrischen Sätzen war der Wind in einem andern Stadtteil, ebenfalls an ein offenes Fenster gekommen. Ein junger Mann saß dort und schrieb einen Brief. „Na, na,“ grinste der Wind und machte ein pffiffiges Gesicht. Der Brief war ein Liebesbrief und an jenes Mädchen am Kirchenplatz gerichtet.

Der Wind blätterte erst bedächtig an dem Briefbogen, darauf führte er aber mit einem frechen Griff den Bogen zum Fenster hinaus. Hoch in den Lüften sah man den Brief flattern in der Hand des unbändigen Windes, — er zog mit ihm aus der Stadt fort.

Bald sprang der Wind mit seinem Teufelchen in den Wipfeln des Waldes auf der Anhöhe. Den geraubten Brief hatte er achtlos ins Gehölz geworfen, und dort flecte und zitterte er an einem Baumstamm im Moose.

Unter den wühlenden Händen des Windes blutete dem Walde die Herzenswunde. Es rauchste — das Auge des

Himmels verdunkelte sich — es rauschte — die Sträucher und einzelnen Bäume der Umgebung stimmten mit ein in die Klage — es rauschte — Wehmut und Trauer hingen in den Ästen und schwebten in den Lüften und über der Erde, die schwieg.

Aus der Stadt kamen Kirchenglockentöne . . . Ob sie wohl nach dem entführten Brief verlangten? — —

* *

Das Mädchen am Kirchenplatz — Leena — und der Mann, dem der Wind den Brief entführt hatte — Peet — waren vor der Stadt luftwandeln gegangen und auf diese Weise auch in den Wald gekommen.

Er sah sie zu oft an, und sie that desgleichen, nur verstohlen. Es fand sich auch stets Gelegenheit, daß er sie berührte und sie — errötete nicht mehr von den Berührungen.

Zwischen den beiden ging der Liebesgott.

Wieder tollte der Wind, rauschte der Wald und drang Blut aus seinem Herzen.

Die Herzen des Liebespaares klopften aber zu stark, sie sagten: „Wir sind da! Wir sind da!“ Und Mann und Mädchen hatten Aufmerksamkeiten nur für ihre Herzen.

Unter einem Baum raschelte ein Papier, das Peet aufhob. Mit Staunen gewahrte er, daß es der Brief war, den ihm der Wind vor einigen Tagen davongebracht hatte.

„Peet, gehen wir aus dem Walde fort, hier ist es nicht geheuer,“ sprach Leena zuguterlezt zu ihrem Schatz. „Das Waldesrauschen ist nicht für Glückliche.“

Sie gingen fort, Der Wald rauschte ihnen nach mit seinen Dämonen.

*

*

*

Sonntag. Heute sollte Peet in der Kirche mit seiner Braut getraut werden. Seine Braut war jedoch nicht Leena, sondern ein anderes, fremdes Mädchen. Leena war er untreu geworden.

Leena war unglücklich. Ach, wozu hatte sie ihr Herz der Liebe geöffnet und sich eine so schöne, glückliche Zukunft ausgemalt. Nun war alles gebrochen, vernichtet.

In der Stadt konnte sie es an dem Sonntag nicht aushalten. In die freie Natur eilte sie, — die Natur kannte nicht Schadenfreude, spottete nicht, war gütig.

Der Wind befächelte Leenas Schläfen. Sollte auch dieser ausgelassene Patron mit dem Teufel in der Brust Mitleid mit dem armen Mädchen fühlen?

Der Wind säufelte Leena ins Ohr, und weiter ging sie, immer weiter. Wohin, dessen war sie sich nicht bewußt. Aber bald befand sie sich im Walde, in demselben Walde, wo der falsche Peet mit dem Brief ihr Unglück begründet hatte.

Den Brief hatte sie bei sich. Sie zog ihn hervor und sprach: „Hier ist das Unglück und hier ist eine Unglückliche!“

Sie warf den Brief fort. Er sollte dort bleiben, woher das Verhängnis ihn hervorgeführt hatte.

Der Wald rauscht für Unglückliche, das war eine Wahrheit, so ewig wie die Erde. Der Wald rauscht für Unglückliche, das stand jedem Baum an die Stirn geschrieben.

Schwach, halb bewusstlos sank Leena zu Boden.

„Ach, Peet!“

Der Verzweiflungsruf gellte in den Wald, übergellte das Rauschen.

Dann wurde es still. Die Gipfel spielten.

Der Augenblick der Schwäche tilgte den wogenden Schmerz. Und leise, ganz leise, streckte der Wald seine Hand aus und stahl Leena das Herz aus dem Busen.

Es rauschte . . . die Gipfel spielten wie unvernünftige Kinder über schaurigem Abgrund.

Auf! Auf! — Das Leben erwachte wieder in Leena, Der Wald brauchte einen Unglücklichen, dem er rauschte.

Leena richtete sich auf und legte die Hand sich auf die Brust. Die Hand zitterte, die Brust zuckte und rauschte nach der Feuersbrunst, die in ihr gewüthet hatte.

Es rauschte . . . rauschte.

Ja, es war genau so, — dieses Rauschen kam nicht nur vom Walde, sondern auch aus Leenas Herzen. Leenas

Herz schwebte unter den Gipfeln der Bäume, und auf ihm bliesen die Zungen des Windes, über ihm flatterten die Dämonen.

Hatte doch der Wald Leenas Herz gestohlen. Und fühlte doch Leena den Wald in ihrer Brust, fühlte, wie er fühlte und fächelte unter den heißen Trümmern.

Es rauschte . . . Wehe! Wehe! Wehe!

Die Lüfte schienen trunken; denn Blut floß aus dem Herzen des Waldes, zugleich aber auch aus Leenas Herzen, das die Baumgipfel in ihrem Schoß wiegten.

Raunend wimmerten die Dämonen.

Horch! Ein ängstliches Flüstern, ein Zittern des Laubes geht durch den Wald. Das ist ein Beugen vor der Majestät des Schmerzes.

Nun rinnt das Blut in Strömen. Es klingt das Lied „Wehe! Wehe! Wehe!“ — Durch die Rhythmen dieses Liedes rinnt das Blut.

Zwitschernde Vögel fliegen hin und her, sie singen Zauberrunen über das Blut. Und man sieht aus ihren Flugzügen Kreuzzeichen entstehen — über dem Blut.

Eine Epe hebt und babbelt, einige Erlen klagen in hohen Tönen, Birken schreien wie Kinder.

Wehe! Wehe! Wehe!

Leise klingt es nun. Der tollende Wind mit seinem Teufelchen brach wohl zusammen vor des Waldes schaurigem

Liede. Wolken ziehen am Himmel herauf. Düster! Die Sonne bescheint nicht mehr das rauchende Blut. Leise, leise klingt es.

Aus dem Schatten weben sich Schleier, die sich um den wehenden, im Walde irrenden Schmerz legen und ihn fühlend umfassen.

Nur ruhig! Nur ruhig!

Und stiller wird der Schmerz, er liegt am Boden. Reiser brechen ab und fallen mit duftendem, grünem Laub hernieder. Und da unter dem grünen Grabhügel lächelt es — aus dem Schmerz und dem Blut.

Leena liegt da, gebrochen, aber sie ist ihrem Schmerz erlegen. Sie fühlt Spieße sich stechen und verwunden, — es will in ihr schreien, um Erbarmen flehen, aber will nur. Leena lächelt.

Der Wald hat ja ihr Herz und spielt auf seinen Saiten.

Wehe! Wehe! Wehe!

Traurig-schön, schmerzlich-erhaben klingt das Lied. Das Leid wird zu einer seltsamen Wonne, wenn es sich ergibt auf ein Wort, das in der Sprache des Leids erklingt. Und Lieder lindern, mit Liedern wurde der Zorn des Schöpfers bezwungen.

Ja, Leena liegt süß in den Armen des Waldes, der ihr Herz besitzt. Ja, Reiser fallen — unter dem grünen Grabhügel erhebt sich ein Lächeln.

Der Wind wagt nur mehr leise zu tasten. Die Dämonen schauen und weinen. Der Himmel merkt die große Weiestunde.

Von der Stadt schallen Kirchenglocken herüber. Ja, in der Stadt ist nun Peet mit seiner Braut getraut. Dort auf dem Moose, weit von Leena, liegt und bebt der Brief des Verräters.

Wehe! Wehe! Wehe!

* * *

Ich weiß nicht, wieviel Jahre seit jenem Sonntag vergangen sind, aber es sind ihrer eine Menge.

Der Wald steht noch da. Leena lebt noch.

Man kann sie gleich sehen, sie kommt von der Stadt in den Wald gelaufen, die Leena. Sie ist alt, zusammengebrochen. Sie hat zerzaustes Haar und trägt Lumpen auf dem Leibe.

Zu solch einem Jammerbild hat das Leben das einstige blühende Mädchen gemacht. Das Leben hat sie betrogen, immer wieder betrogen und geschlagen und in Staub und Roth geworfen.

Leena ist wahnsinnig!

Sie läuft in den Wald vor den Verfolgern, die ihr keine Ruhe lassen. Die Verfolger sind um so tückischer, als sie unsichtbar sind.

Im Walde hält das wahnsinnige Frauenzimmer an. Dorthin, in den Wald, können ihr die Verfolger nicht folgen. Sie sieht sich um und erinnert sich an einen Brief, der mit dem Walde im Zusammenhang gestanden hat. Aber das war vor langer, langer Zeit.

Leenas schmutziggelbes, gramgefurchtes Gesicht hat lange keine Spur des Lebens getragen. Dieses abgestorbene Gesicht zuckt und möchte beinah aufleben, wo Leena an jenen Brief zurückdenkt.

Der Wald rauscht und wieder gerade so schön, wie damals, vor langer Zeit. Das Blut fließt. Die Dämonen wimmern und wecken das Echo in der Ferne.

Ha! Was ist das? Wie greifts die arme Wahnsinnige an. Märchendüfte steigen ihr in die Sinne, und eine sonderbare Macht küßt ihr das Herz, und das Herz pocht und ruft: „Leena, Leena!“ — so sanft und süß, wie ein gutes Kind nach seiner Mutter ruft.

Leena legt sich nieder und lehnt den Kopf gegen einen weichen Hügel. Ob sie sich zum Schlafen vorbereitet?

Der Wald rauscht: Wehe! Wehe! Wehe!

Richtig hat der Wald nun wieder Leenas Herz an sich genommen. Er rauscht und klagt aus ihrem wahnsinnigen Herzen.

Das wirkt mit höllischer Gewalt auf die gestörten Sinne . . . Der Wald rauscht für Unglückliche . . .

Er erzählte die kuriose Geschichte seiner Gefährtin und gab ihr den Brief zu lesen, da er an sie gerichtet war.

Leena las, und ihre Wangen färbten sich blutrot.

„Da steht es drin, was ich Ihnen mündlich zu sagen nicht den Mut hatte,“ sprach Peet. „Was sagen Sie auf den Inhalt des Briefes?“

Leena war verwirrt, ihre Augen flackerten, und ein paar Thränen sprangen aus ihnen hervor. Sagen konnte sie garnichts.

Peet sah, daß er sich nicht getäuscht hatte. Die Stimmung der Jungfrau sprach für ihre verlegene Zunge.

Den Brief steckte Leena sich ins Nieder. Der Wind sah das aus den Wipfeln des Waldes und lachte heiser mit seinem Teufelchen. Was kümmerte ihn dieses dumme Papier. Möge das Mädchen es ruhig an sich nehmen.

Aber ordentlich wollte der Wind den Wald zausen, lustig, daß ihm die Reiser flogen. Er ließ sich auf die Kniee nieder und schlug den Wald mit beiden Händen.

Es rauschte und klagte . . . stärker und stärker. Das Blut war heiß und rot, das nun dem Walde aus dem Herzen schlug. Wellen schlug das Blut, und sie umbrandeten das Menschenpaar und umschmiegten ihre Sinne.

Aus den Wellen wimmerten Dämonen, und Dämonen antworteten ihnen aus der Ferne.

Mit einemmal mischt sich eine fremde Stimme in das Lied des Waldes — eine dünne, gellende Stimme, die in dem rauschenden Chor lustig dahinfließt.

Leena ist's, die singt. Heißa! ruft's — Heißa! — Es giebt kein Leid. Leena ruht und singt in den Armen des Waldes, der ihr Herz besitzt. Der Wald fühlt mit Leena, — er ist wahnsinnig mit Leena.

Wie damals, vor langer Zeit, klingen auch heute Kirchenglocken von der Stadt in den Wald herüber.

Mit den Glocken ruft der Erlöser: Gnade! Gnade! Gnade! — — Leena hat Gnade gefunden vor Welt und Leben.



Der Frühling.



Der Frühling war nach dem Kalender angebrochen, die Welt sollte von neuem auferstehen.

Niemand sehnte sich so sehr nach dem Frühling, als die Flora, und nach nichts sehnte sich auch der Frühling so sehr, als nach der Flora. Im Winter gab es Flora freilich nur in den Drangerien.

Die Blumen und Pflanzen nannten den Frühling ihren Bräutigam. Warum? Weil der Frühling, ein schmucker Mann, ein heißes Herz für die Blumen hatte und ihnen immer mit ausgebreiteten Armen begegnete und sie dann liebte und küßte, bis ihm Freudenthränen in die Augen traten. Gerade so thut ein Bräutigam.

Die Blumen und Pflanzen in der Drangerie eines reichen Fabrikherrn erzählten auch von dem Frühling als von ihrem Bräutigam.

„Er kommt, er kommt,“ tuschelten sie sich und getanz hätten sie vor Freude.

Aber noch herrschte und prunkte die Kälte in weißem glitzernden Hermelin, und Schneegeflöber jagten unter der herzerreißenden Musik der unter der Kälte plätschenden Bäume.

„Es heißt noch viel, sehr viel Geduld haben, bis der Bräutigam wirklich kommt!“ meinten die Blumen in der Drangerie.

„Ach, ach!“ sagte dann ein Chor aus den schönen, duftenden Mündern, und die duftberauschten Häupter neigten sich, und es kam der Schlaf.

Es kam wohl die gute, reizende Tochter des Gärtners, Miina, in die Drangerie, säubern und Wärme machen, aber trotzdem schliefen die Blumen. Was ging sie jetzt Miina an, sie warteten auf ihren Bräutigam.

Niemand wußte, wie lange die schönen Naturkinder geschlafen hatten, als sie eines Tages ihre Augen wieder öffneten und mit großem Vergnügen hinausblickten. So hell, so lind, so schön war es draußen, und an der Sonnen- seite waren der Drangerie die dummen, häßlichen Schutz- matten abgenommen worden.

„Hurrah, er ist da, der Frühling, der Bräutigam!“ freischten die Blumen. „Ach, wie schön, gerade als wir schliefen, ist er gekommen!“

Die stolze, strahlende Aster sagte: „Guckt doch mal, ich glaube des Frühlings Atem im Sonnenschein wehen zu sehen. Ja, so wird es sein!“

Die schwarze Begonie, der Badsfisch oder Wildfang unter den Blumen, weil sie gekräuseltes Haar und schreiend lustige, dunkelrote Blüten mit goldgelben Staubfäden trug, meinte, das wäre garnichts, was die Aster sagt, sie, die Begonie, könne den Frühling über den Schneefeldern laufen sehen, er habe feuerrote Backen und nicke zu der Drangerie herüber.

Das Pfauenauge breitete seine prachtvollen Federn aus — man sah, daß es ordentlich von sich eingenommen war — und sagte: „Ihr einfältigen Geschöpfe, ich kann Euch das Sicherste vom Frühling sagen. Ich fühlte, als ich aufwachte, einen Kuß auf meinen Augen brennen, das kam vom Frühling, er ist hier gewesen. Ich weiß auch, warum er's gethan hat, ich kann ihn aus so vielen Augen schmachtend ansehen und schenke ihm alle Tage immer neue Blumen.“

Das log das Pfauenauge; denn in die geschlossene Drangerie hatte der Frühling nicht hereinkommen können. Aber sollten die andern Blumen mit dem Pfauenauge etwa Streit anfangen? Mochte es flunkern, so viel es wollte.

Das stand aber bei allen fest, daß der Frühling nun ernstlich gekommen war — das bezeugten am besten die Nelken, die Levkojen und besonders die Lorbeerbäume und die Palmen, die weiter hinaussehen konnten.

Im Frühjahr giebt es bekanntlich Toilettesorgen, nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den in Drangerien gefangenen Blumen. Die Blüten und Blätter, die sie im

Winter an hatten, taugen für die warme, schöne Jahreszeit nicht, da müssen theils neue Farben aufgetragen und alte Reize aufgefrischt werden.

Es gab nun ein Schwätzen, ein Gackeln, ein Raten und ein Streiten in der Toilettefrage in allen Winkeln, an allen Plätzen der Drangerie. Die eine Blume wollte flüger sein als die andere, die eine mehr Geschmack haben als die andere, und alles darum, damit sie als Bräute des Frühlings würdig seien. In der ersten Mainacht sollte bekanntlich die Hochzeit gefeiert werden, so geschah es jedes Jahr.

Wie die Blumen und Pflanzen nun gerade so lärmten und sich stritten, da geschah plötzlich etwas Schreckliches. Der schöne warme Sonnenschein verschwand, der Himmel hüllte sich in graue, drohende Wolken, und die Kälte nahm rapid zu.

Der Frühling war futsch! Nein, ernstlich war er noch nicht gekommen, der Bräutigam.

Die armen Insassen der Drangerie mußten noch weiter warten. Da sah man's ja, des Gärtners Miina deckte auch wieder die Drangerie mit den häßlichen Matten zu,

„Vielleicht tötet die Kälte noch unsern Bräutigam!“ Mit diesem schrecklichen Gedanken legten die Blumen sich schlafen.

Andern Tages glaubten die Blumen aber wieder den Frühling im Sonnenschein zu sehen. Es war wieder warm

und heiter, und aus den Strahlen lugten schwärmerische, himmlische Augen heraus. Solche reizende Augen konnte nur der Frühling haben.

Die Nelken waren die schlauesten unter den Blumen, sie rieten, man müsse Mittel erfinden, den Frühling anzulocken. Er müsse überhaupt in die Orangerie hereingebracht werden. Aber wie?

Ja, dieses Wie machte die ganze Blumenrunde verstummen. An der Hand konnte man den Frühling nicht ziehen; denn es standen ja Glaswände zwischen den Blumen und dem Frühling. Nein, der Frühling hätte die Glaswände sprengen sollen, er war ein Mann und hatte Kraft dazu. Nur that er es nicht; denn wenn man etwas sprengt, so ist das immer ein häßlicher Einbruch.

Was sollte man denn aber schließlich anfangen?

„Halt,“ riefen die Nelken plötzlich, „wir haben’s. Wir müssen den Frühling einfach trunken machen, dann fragt er nach nichts mehr und torfelt in die Orangerie herein.“

Aber wie sollte man den Frühling trunken machen?

Dazu fand sich Rat. Die ganze Nelkenfamilie öffnete ihre jungfräuliche Busen und hielt sie den lüsternen Augen des Frühlings entgegen. „Guck! Guck!“ — Es strahlte eine große, bezaubernde Pracht von diesen schönen Nelkenbusen aus: Goldgelb, Lachsfarbe, Weiß, Karmosinrot, Schwärzliches und außerdem Farben, wie die italienische

Sommernacht sie trägt, — und alles dies entzündete sich an dem Sonnenschein und gestaltete sich zu einem flammenden, überirdischen Bouquett.

Der Frühling mochte vor diesen Verführungskünsten wohl starr stehen. Einem entblößten, sinnbestrickenden Busen mögen die Götter bis in die Hölle folgen, aber — der Frühling! Trunken mochte der Frühling wohl sein, jedoch — in die Drangerie kam er nicht herein.

Ach Gott! Wieder nichts. Die Nelken ließen ihre Köpfe auf die kahlen Brüste herabsinken und waren nun sehr traurig.

Gegen den Abend wurde es wieder so rauh und kalt, wie es den Tag vorher um diese Zeit gewesen. Die Matten wurde wieder über die Glaswände geschoben.

O, nun hieß es für die Blumen wieder schlafen gehen, nachdem sie sich umsonst Hoffnung gemacht hatten.

Bald hörte man ein weinerliches Säufeln, ein Schmerzensgetön wie von einem Kinde um die Drangerie. Die schlaftrunkenen Blumen horchten auf. Die Nelken meinten: Wenn es nicht gerade der Wind sei, so sei es sicherlich der Frühling, der diese traurigen Töne mache. Er habe sich in ihre Busen vergafft und müsse nun verzweifeln.

„Was für ein Skandal,“ schalten die andern Blumen die Nelken, „wozu war es nötig, den Frühling in Verzweiflung zu bringen — um nichts? Nächstens braucht ihr eure schamvollen Körperteile nicht zu Markte zu tragen.“

Damit hatten die Nelken einen Schlag weg. Sie verzogen ein Mäulchen und schliefen ein, worauf die übrigen dasselbe thaten.

Den nächsten Tag gab es wieder dasselbe Spiel wie an früheren Tagen. Der Tag war hübsch warm und voll Sonne, am Abend aber wurde es kalt und frostig. Die Menschen meinten, es sei so ganz in Ordnung; denn Nachfröste müßten doch um diese Zeit sich einstellen.

Die Blumen sahen ein, daß sie ihren Bräutigam doch nicht bei den Haaren herbeiziehen konnten, und so blieb ihnen nichts übrig, als hübsch artig abzuwarten.

„Abwarten, natürlich!“ brummte die altkluge, schlanke Kentia Belmoreana. „So flug konntet ihr von vornherein sein. Der Frühling wird uns nicht durch die Lappen gehen. Es wäre auch ein schlechter Bräutigam, der seine Bräute sitzen ließe. Ich will euch was sagen: Der Frühling ist noch zu schwach und muß erst mit dem Winter um die Herrschaft kämpfen, das ist der ganze Witz an der Sache. Lange dauerts nicht, bis er seinen Feind überwunden hat, und dann kommt er uns von selbst.“

Die Blumengevatterschaft merkte, daß die Kentia Belmoreana recht hatte. Alle die reizenden Naturtöchterchen versprachen sich in Geduld zu fassen, und sie warteten in der That geduldig und — da die gute Miina jeden Tag die Schutzmatten von der Sonnenseite der Orangerie wieder

wegräumte — verfolgten den Kampf ihres Bräutigams mit dem Winter.

Auf diese Weise hatten die Blumen auch Zeit und Muße, ruhiger über die Toilettefrage nachzudenken. Sie konnten die Farbennuancierungen für ihre kleinsten Fältchen fertig projektieren, und so blieb ihrem Bräutigam, wenn er endlich in die Drangerie kam, nichts weiter zu thun übrig, als ihnen den nötigen Staat zu schenken.

Die jugendfrischen, kräftigen Arme des Frühlings konnten dem greisenhaften Winter Schläge genug versetzen, so daß er mehr und mehr erlahmte. Hartnäckig blieb der Alte mit seiner Kälte aber doch noch, wenn auch der Schnee schon fort war. An einem Morgen bedeckte fingerdicker Reif die Erde, der ebenso schlimm wie Schnee sich erwies.

„Mut! Nur Mut!“ riefen aber die Blumen aus der Drangerie ihrem Bräutigam zu und freuten sich kindisch darauf, einmal seinen Sieg zu sehen.

Die Miina sah es auch lieber, daß die schöne Drangerie-Natur wieder zum Frohsinn zurückkehrte.

„Ja, ja,“ sagte sich das Mädchen, „die Blumen sollen sich noch mehr freuen. Kommt einmal ein schöner, herrlicher Tag, so werde ich die Drangerie auf einen Augenblick öffnen, daß frische Luft herein kann. Frische Luft ist halbes Leben solchen zarten Pflanzenwesen, die nicht für ein gläsernes Gefängnis geschaffen sind.“

Ein wunderherrlicher Tag mit ausnehmend warmer Sonne und einer süßen Luft kam auch recht bald. Miina öffnete die Sonnenseite der Drangerie.

O Himmel! Mit einem Schrei begrüßten die Blumen und Pflanzen den hereinwehenden belebenden Luftstrom. Die Lungen der zarten Wesen arbeiteten fieberhaft — die Brüste der Nissen schwellen auf — die *Kentia Belmoreana* senkte ihre langblättrigen Häupter, sie konnten kaum mehr gerade stehen — die *Hydrangea paniculata grandiflora* zitterte mit ihren zarten, zierlichen Gliederchen — dem Pfauenauge wurde es schwarz vor den Augen — die Treibrosen mußten niesen und husten zugleich, so daß die langen Ranken wackelten und „Prost“ dazu sagten — die Levkojen öffneten ihre unzähligen weißen, unschuldigen Herzen wie schnappende Mäuler — die Blumen der Asters strahlten so recht, als wenn in ihren langen, schmalen Blättern Leuchfeuer entbrannt wären — der krause Backfisch Begonie wollte unartig aufspringen und hüpfen nach der Art der menschlichen Backfische, und neben ihr die Petunie stand, übergossen von einem Glanz, der bald lila, bald rosa leuchtete, — alle diese Wandlungen, diese aufblühende Lebensfülle bei den niedlichen Naturkindern erzeugte der Luftthauch, der in die Drangerie gekommen war. Rausch, Taumel, Entzücken herrschte bald unter den Gewächsen. „Hurrah!“ schrien sie, „Hurrah!“

Manche von den Blumen, welche schärfere Ohren hatten, wollten in der allgemeinen Luft leise Schritte in der Orangerie gehen hören.

Tipp, tapp . . . Was war das? . . . Tipp, tapp . . .
Ja, zum Kuckuck, was war das?

„Herrjeh — Herrjeh!“ schrie die Begonie mit einemmale auf, daß es schallte. „Jemand küßte mich soeben, Herrjeh!“

Anderer Blumen sahen sich nach der Begonie um.

„Wie albern!“ bemerkte die Petunie.

Aber im selben Augenblick schrie auch die Petunie selbst und sagte, daß jemand ihr die Hand gedrückt hätte.

Darauf kamen die Nelken mit ihrem Gefreisch, daß sie ganz deutlich gefühlt, wie irgendwelche Lippen sich auf ihre Busen gedrückt hätten.

Was war denn das für eine Geschichte?

Nun zeterte das Pfauenauge, auch es sei von jemandem berührt worden.

Das ging nun schon über den Spaß. Da mußte der Lorbeerbaum, der besonders scharfe Augen hatte, nachsehen, was denn an der Sache sei.

Der Baum schaute, kriegte aber einen Schreck, daß er blaß wurde.

„Guckt, da steht er ja zwischen uns!“ flüsterte er zu seinen Nachbarinnen.

Alle sahen hin und erblickten — den Frühling, in schattigen Umriffen.

Der Frühling hatte die Gelegenheit wahrgenommen und war durch die geöffnete Glaswand in die Orangerie hereingeschlüpft.

Der Bräutigam stand unter seinen Bräuten! — Er war es, der die eine geküßt, der andern die Hand gedrückt und die dritte berührt hatte.

Wie er so da stand, wuchs seine Gestalt aus den Schattenzügen heraus zu einer kraftstrotzenden Fülle. Von seinen Schultern wehte ein lichtblauer Schleier in langem Zuge zur Orangerie hinaus. In der Rechten trug er ein Szepter von Gold, und auf dem Kopf saß ihm ein flotter Jägerhut mit einer wiegenden Feder. Seine Augen waren zwei Spiegel oder zwei Seelen, so groß und klar und schön. In den Augen brannte ein Feuer, das Blitze und Strahlen den Gewächsen ins Blut schoß. In diesen Augen hatte die Natur ihre Güte niedergelegt und in ihnen verwahrte sie auch ihre Kraft.

„Frühling! Frühling!“ raunten die Blumen bange zu dem lange ersehnten liebevollen Gast — bange, weil sie von ihrem Glück gar zu erschüttert waren.

„Meine Bräute, meine lieben Bräute!“ rief der Jüngling, breitete seine Arme aus und umfaßte die sämtlichen

Blumen, die in der Drangerie waren und küßte sie und glühte sie an seinem schwellenden Busen.

Wie das schön war, unaussprechlich schön. Der Atem des liebenden Frühlings rauschte wie ein sanftes Lied, und dieses Lied deuchte den Blumen ein Meer, darin sie wonnig ertrinken wollten.

Ja, der Frühling wollte garnicht aufhören vom Küssen und Rosen, seine Leidenschaft wuchs nur immer mehr, bis er raste und tobte in Gefühlen, bis er völlig die Sinne verlor.

O, nun sahen und hörten die Blumen nichts mehr, — sie waren ermattet von der Glut aus des Frühlings Brust und seiner Umarmungen.

Und nun — fort war der Frühling!

Die Miina war nämlich wieder an die Drangerie gekommen und hatte gemeint, es könne den Blumen doch zu viel werden, da die Luft draußen zu rauh sei, und dann die Glaswand wieder geschlossen.

„Auf Wiedersehen in der ersten Mainacht!“ glaubten die Blumen unter ihrer drückenden Seligkeit von draußen her eine flötende Stimme zu rufen hören.

Den Tag darauf herrschte ein warmes, wohlthuendes Wetter, wie keines so schön in diesem Jahr gewesen.

Kein Wunder! Der Frühling war nun machtvoll und Herr der Situation. Die Blumen in der Drangerie wußten

ganz genau, wie das kam. Der Frühling war im Küssen und Rosen mit seinen Bräuten so überaus heiß geworden, und mit dieser glühenden Leidenschaft hinausstürmend, erwärmte er die ganze Gegend, so daß von dem grimmigen Winter nicht einmal mehr eine schwache Erinnerung übrig blieb. Frisches Grün streuten des Frühlings Hände, und seine göttliche, liebende Seele glänzte zum Himmel auf, wovon dessen Ruppel eine wundervolle licht und blau schimmernde Farbe erhielt.

In der ersten Mainacht kam der Frühling wieder in die Drangerie, die nunmehr Tag und Nacht offen stand, um mit seinen Bräuten Hochzeit zu feiern.

Seine Bräute prangten jetzt in vollem, herrlichen Staat, so wie sie ihn sich vorher mit vielem Kopfzerbrechen gedacht und gewünscht hatten.

Der Himmel lächelte, und die Nacht schien zu beten, als der Frühling seinen Lieben den Brautfuß bot.

Die Hochzeit des Frühlings und der Blumen hat aber kein Sterblicher erschaut.



Die Rose von Jericho.



Als der Heiland gekreuzigt wurde, verloren ihn die Menschen, außerdem aber auch eine Blume. Diese Blume nennt man die Rose von Jericho, sie wird nur bei Jerusalem gefunden, und eine Sage erzählt, daß auf ihr die Windeln des Heilands getrocknet worden sind.

Die Rose von Jericho ist heilig, sie ist Stern und Krone aller Blumen und Pflanzen der Welt. Die Rose von Jericho ist schön, das heißt, so schön, wie Christus das Schöne haben wollte: bescheiden im Licht der Unschuld und Niedlichkeit.

Auf den Feldern von Jerusalem, den Abhängen der Hochebene Juda, schlummern Leichen in Form von Knäueln, — das sind die Rosen von Jericho, zusammengeballt und verschlossen von der Sünde, die im Flitter untergeht.

Die Rose von Jericho ist zusammen mit ihrem Heiland, dessen Windeln sie trug, gestorben, — die Sage weiß es.

Der Heiland soll die Rose von Jericho wieder auferwecken.

Man merkt, daß die zusammengeballten Leichen auf den Feldern von Jericho erbeben in Schmerz oder in Wollust unter den glühenden Rüssen des Windes und den Feuerpfeilen der Sonne. Da träumt's und raunt's, — der Dichter hört's.

Die Rose von Jericho träumt und raunt von dem herrlichen großen Tag, an dem ihr Heiland kommt, sie wieder zu erwecken. Sie wartet auf den Posaunenstoß, der die Gräber sprengt, das sündige Leben tötet und die Welt in Trümmer stürzt. Dann will die Rose von Jericho aufstehen und dem Herrn antworten: Hier bin ich, Deine Dienerin, die Deine Windeln getrocknet hat.

Der Heiland wird seine Dienerin begrüßen.

Sie hat ihren Herrn zu lieb, die Rose von Jericho und träumt darum zu leidenschaftlich. Und da necken und betrügen sie die bösen Menschen. Sie benetzen ihr Leichengerippe, — es wird der Rose warm und wohl wie von der Nähe, den Blicken des Heilands. Das Gerippe geht auseinander, und kleine Kelche an den Zweigen brechen auf.

Die Rose von Jericho öffnet die Augen und sieht: ihr Heiland ist noch nicht gekommen, man hat sie betrogen.

Bald ruht sie dann wieder in ihrem verschlossenen, harten Gerippe und träumt und raunt.

Sie wird auferstehen — die Rose von Jericho — in Licht und Glanz.



C. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig.

Ludwig Anzengruber.
Stahl und Stein. M. 2.—.
Heimg'sunden. M. 1.50.
Der Jock auf der Ehr'. M. 1.50.

Hans Arnold.
Berlin-Ditende und andere
Novellen. M. 2.—.

Herm. Bahr.
Die Ueberwindung des Naturalis-
mus. M. 4.50.
Russische Reise. M. 2.—.

C. Gräfin Ballestrem.
Die Augen der Asiaten. M. 3.—.
Die blonden Frauen von Ulmen-
ried. M. 3.—.

Marie Bernhard.
In Treue fest. M. 4.—.
Das Teufelchen. M. 4.—.
Verkauft und verloren. M. 4.—.
Schule des Lebens. 2 Bde. M. 8.—.

Marco Brociner.
Rauschgold. M. 3.—.

Franz. Coppée.
Glückliche Erzählungen. M. 3.—.

Alex. Dumas fils.
Der Fall Clemenceau. M. 3.—.

Ludwig Eisenberg.
Adolph Sonnenthal. M. 5.—.

M. von der Elbe.
Souverän. Hift. Roman. M. 3.—.
Die Jünger von Luzern. Hiftor.
Roman M. 5.—.
Graf Floris. Hiftor. Roman.
2 Bde. M. 6.—.

Gust. Flaubert.
Madame Bovary. M. 3.50.

Rudolf Goltz.
Das Einmaleins d. Lebens. M. 3.50.
Der alte Adam und die neue Eva.
M. 3.50.
Ein falsches Liebeslied. M. 2.—.

Hans Grassberger.
Ein neues Novellenbuch. M. 3.—.

Baldwin Groller.
Leichtlebige Volk. M. 3.—.
Unter vier Augen. M. 3.—.
Wenn man jung ist. M. 3.—.
Vom kleinen Nudi. M. 2.—.
Lori Bergmann. M. 2.—.
Ueberrannt. M. 3.—.
Prinz Klog. M. 2.—.
Gräfin Kranka. M. 3.—.
Weltliche Dinge. M. 5.—.
Junges Blut. M. 5.—.
Zehn Geschichten. M. 3.—.
In den Tag hinein. M. 3.—.

Julius Grosse.
Der Epion. Rom. 2 Bde. M. 6.—.
Zante Carloore. Roman.
2 Bde. M. 6.—.
Am Walchensee. M. 5.—.
Das Volkstrastieb. M. 4.—.

Leopold Hörmann.
Gut aufg'legt. M. 1.—.
Diogr.-krit. Beiträge z. öst.
Dialektidichtg. M. 1.—.

Wilhelm Jensen.
Im Zwing u. Bann. 2 Bde. M. 10.—.

Wolfgang Kirchbach.
Der Weltfahrer. M. 5.—.
Des Sonnenreiches Untergang.
M. 1.50.

Königsbrunn-Schau.
Der Mond. Gedicht. M. 2.—.
Tausenblust. Erzähl. M. 2.—.
Gedichte. M. 2.50.
Neue Märchen. M. 2.—.
Die Bogumilen. M. 4.—.
Hundstagszauber. M. 3.—.

Max Kreher.
Das bunte Buch. M. 3.—.
Die Bergpredigt. Roman. M. 3.—.
Die Betrogenen. M. 3.—.
Gefährtes Haar. M. 1.—.
Die beiden Genossen. M. 2.—.
Die Buchhalterin. M. 5.—.
Meister Timpe. M. 3.—.
Im Nieseneist. M. 1.50.
Die gute Tochter. M. 5.—.
Ein Unberühmter. M. 2.—.
Das Gesicht Christi. M. 3.50.

P. M. Lacroma.
Dofia von Drontheim. M. 2.—.
Die Modelltini. M. 2.—.
Bagatellen. M. 2.—.
Formosa. M. 2.—.
Kleeblätter. 2 Bde. à M. 2.—.

Rudolf Lothar.
Der verheiratete König. M. 1.—.
Der Werth des Lebens. M. 2.—.
Caesar Borgio's Ende. M. 1.—.
Frauenlob. M. 2.—.
Ein Königssohn. M. 1.50.
Ritter, Tod und Teufel. M. 1.—.

Guth de Maupassant.
Novellen. M. 2.—.
Zur linken Hand. M. 3.—.
Die Geschwister Mondoli. M. 3.—.
Im Rausch. M. 2.—.
Gesch. ein. Bauernmagd. M. 2.—.

August Niemann.
Bei Hofe. Roman. M. 5.—.
Amors Bekenntnisse. Ehestands-
Geschichten. M. 3.—.
Katharina. M. 3.—.
Hochgebirge u. Ocean. 2 Bde. M. 8.—.
Mastenspiel d. Lebens. 2 Bde. M. 8.—.
Der Agitator. 2 Bde. M. 6.—.
Die Erbinnen. 2 Bde. M. 6.—.

Wilh. von Polenz.
Die Unschuld. Novelle. M. 2.—.
Heinrich von Kleist. M. 1.50.

Elise Polko.
Verwehte u. frische Spuren. M. 4.—.

Dr. C. Reich.
Ibsens Dramen. M. 3.—.
Grillparzers Dramen. M. 3.—.

Otto Roquette.
Ueber den Wollen. M. 3.—.

Gregor Samarow.
Unter glattem Spiegel. M. 6.—.

Paul v. Schönthan.
Ebi und Fredi. M. 3.—.
Wiener Lust. M. 2.—.

August Strindberg.
An offener See. M. 3.—.

M. G. von Suttner.
Anderl. 2 Bde. M. 6.—.
Kinder d. Kaufhaus. 2 Bde. à M. 3.—.
Um jeden Preis. M. 5.—.
Eine moderne Ehe. M. 5.—.
Ein Dämon. M. 5.—.
Nichts Ernsthaftes. M. 3.—.
Daredjan. M. 4.—.
Die Fischeressen. M. 5.—.

Bertha von Suttner.
Schriftsteller-Roman. M. 3.—.
Erzählte Lustspiele. M. 3.—.
Dr. Hellmuts Donnerstage. M. 3.—.
Die Waffen nieder! 2 Bde. M. 6.—.
Inventarium einer Seele. M. 4.—.
Ein Manuscript. M. 4.—.
Verletzungen. M. 3.—.
Coa Siebeck. M. 5.—.
Die Tiefinnersten. M. 5.—.
Trente et Quarante. M. 5.—.
Es Löwos. M. 1.50.
High Life. M. 5.—.
Phantasiën üb. d. Gotha.
Geb. M. 5.—.

Hanna. M. 5.—.
Einsam u. arm. 2 Bde. M. 8.—.
Schmetterlinge. M. 3.—.
La Traviata. M. 5.—.

Julius Schrötschel.
Kinder der Sünde. M. 3.50.
Dorffrieden. Alpenwildnis. M. 3.50.

Konrad Tilmann.
Welbl. Waffen. Roman. M. 3.—.
Im Nebenschatten. M. 3.—.
Am Ligrischen Meer. M. 5.—.
Am Kap Martin. M. 3.—.

Oskar Tenber.
Im Kreuzgang. M. 2.—.

Carl Baron Torresani.
Aus der schönen wilden Heutenants-
zeit. 2 Bde. M. 6.—.
Schwarzgelb. Reitergeschichte. M. 4.—.
Mit tausend Masten. M. 3.—.
Auf gerettetem Rahn. M. 4.—.
Die Judertomteffe. M. 3.—.
Der beschleunigte Fall. 2 Bde. M. 10.—.
Oberlicht. M. 5.—.
Ibi Ubi. M. 4.—.

Aus drei Weltstädten. M. 5.—.

Hans Wachenhusen.
Die schwarze Dame. Roman.
3 Bde. M. 8.—.

Wilh. Wolters.
Mädchen am See. M. 2.—.
U. d. Rentiersede. 3. Aufl. M. 1.—.
Geliebt werden. M. 5.—.
Indian Summer. M. 2.—.
Selene Pawlowna. M. 4.—.

Fr. Fürst Wredg.
Blaue Romellen. M. 2.—.

Arthur Zapp.
Die Frau des Dichters. M. 5.—.
Der neue Don Quixote. M. 4.—.
Der Kampf um den Dollar. M. 3.—.
Die Französin. M. 5.—.
Ein Lieutenant a. D. M. 3.—.